

1280
Klassische Volkschriften.

5.

Wer der Sünde
den Sonntag giebt,
dem
nimmt sie die Woche.

Von

Maria Rebe.

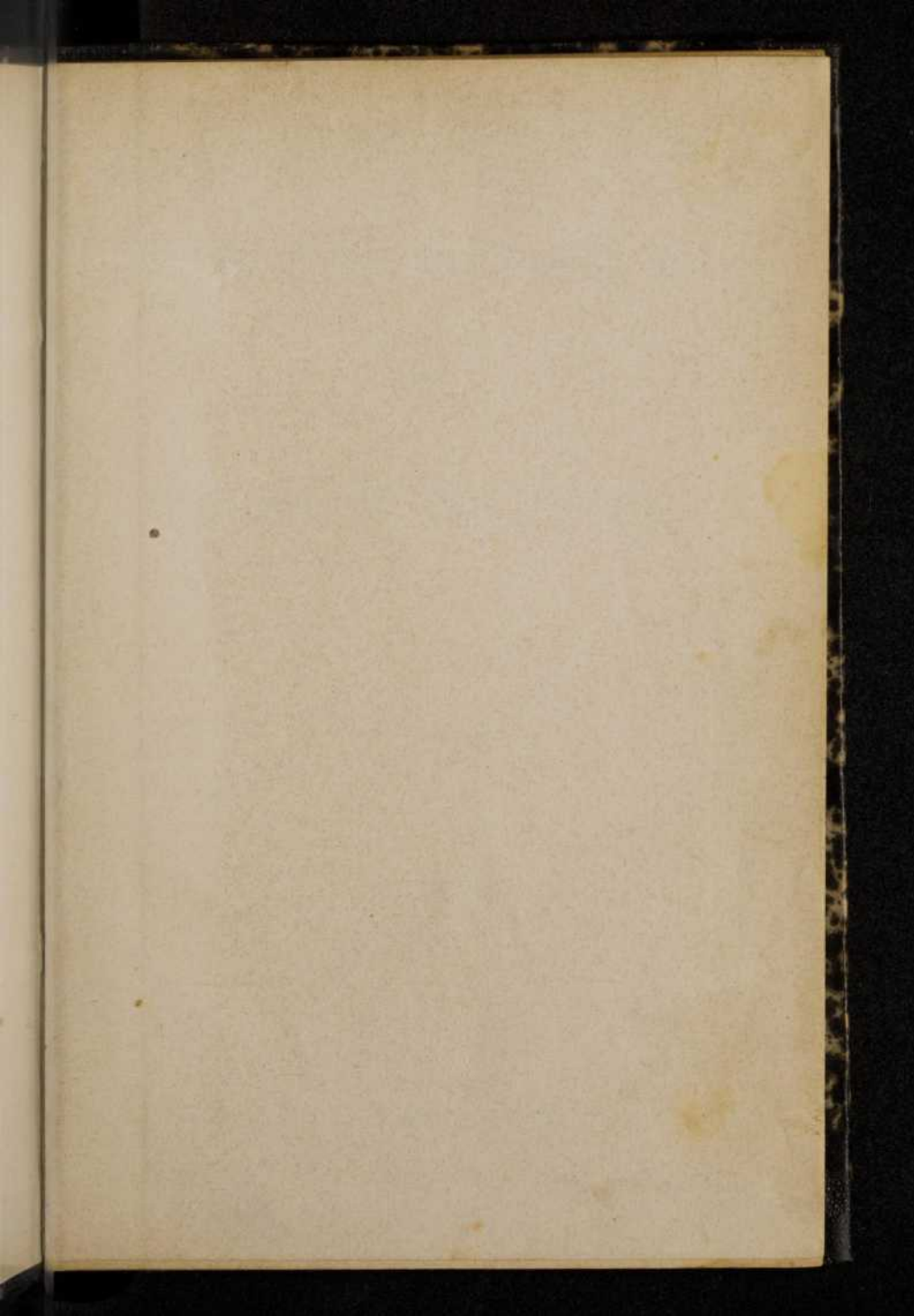
Zweite Auflage.

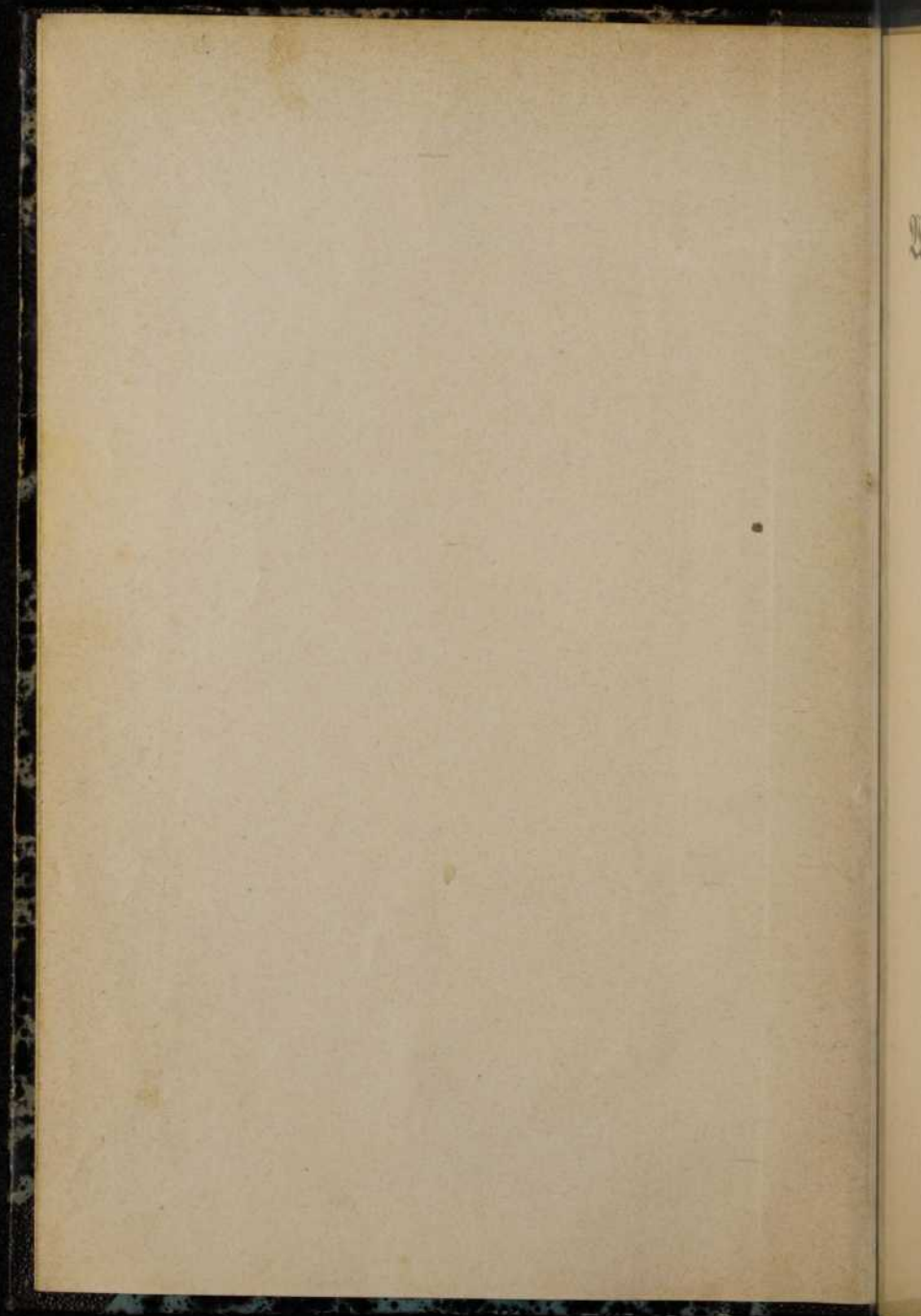
Straßburg 1890.

J. S. Ed. Schöb (Schöb & Mündel).

D
REB







Wer der Sünde den Sonntag giebt,

dem

nimmt sie die Woche,

von

Maria Nebe.

Zweite Auflage.

Straßburg,
J. P. Ed. Heß (Heß und Mündel).

D
REB



11

63/1546 D

Wo der liebe Gott eine Kirche hat, baut der Teufel
eine Kapelle daneben.

Es ist Sonntagmorgen. Vor meinem Fenster stehen acht Jungen von etwa vierzehn bis achtzehn Jahren. Zwei davon halten ein Brett, die andern spielen mit einer schmutzigen Karte darauf. Einige haben einen Cigarrenstumpfen im Munde; die aber, welche nicht rauchen, benutzen die Freiheit ihrer Lippen auf die ungebundenste Weise. Ueber den Spielern scheint die Sonne in voller Pracht. Wiederholt rufen die Glocken; aus der nahen Kirche tönt feierlich, mit Begleitung der Orgel, der heilige Gesang. Doch umsonst. Die Töne gleiten über die Buben hin, wie der Wind über des Eises Fläche. Nur Boten und Flüche kommen aus dem unheimlichen Kreise. Diese ruft ein anderer Geist hervor, als der heilige, gleich wie der Wind den Staub auf der Landstraße aufwirbelt.

Wenn Menschen regierten über den Wolken, wenn es in ihrer Hand läge zu vernichten, wie würde es da diesen Sabbathschändern ergehen! — O Herr, wie gut ist's, daß nicht das Geschöpf zu richten hat, daß vielmehr deine ewige Liebe den Sünder mit unaussprechlicher Langmuth trägt, auf daß auch er zur Buße und zum Leben komme!

Wie wird, so muß ich mich fragen, dieses achtsache Bild in der Zukunft sich gestalten?

Es ist Streit ausgebrochen; einer der Spieler behauptet, den Einsatz gegeben zu haben; die andern behaupten das Gegentheil. Ein Betrüger also! Der Gang desselben ist bekannt, er führt von Stufe zu Stufe, bis hinab in's Gefängniß, ja noch viel tiefer hinab, wenn die ewige Liebe sich nicht des Verlorenen erbarmt, bis in die Hölle.

Einer der Buben spielt mit einer Leidenschaft, die ihn zum Herrn des Spiels macht. Geröthet sind seine Wangen, unstät irrt das Auge auf den kupfernen Münzen, es schielt auf die Karten des Nachbarn und überblickt dann die eigenen. Also ein Spieler! Dem werden die Karten den Wochenlohn, das Brod vom Tisch, das Kissen unter dem Kopf wegstehlen; ja er wird sie nehmen lassen, was nicht sein Eigenthum ist und wird so wahrscheinlich der menschlichen Gerechtigkeit anheimfallen, bevor er vor dem ewigen Richter steht.

Eine Frau nähert sich: „Seppel“, sagt sie, „du sollst heim, der Vater will's!“ Das liebe Kind nimmt die Cigarre einen Augenblick aus dem Munde, speit auf den Boden und meint: „Der Alt' kann's machen ohne mich.“ Dann geht's weiter im Spiel: Kreuz-König, wer sticht den? — „Seppel, komm!“ bittet die Frau dringender, „der Vater ist böse; er schlägt mich, wenn ich dich nicht mitbringe“ . . . „Nun, so schlag er!“ ist die kindliche Antwort. „So hol' dich der Teufel,“ schreit jetzt das zornige Weib und rennt davon.

Was denkst du von solcher Einladung, liebe Seele? Glaube du nicht auch, daß der Teufel ein Recht auf einen Menschen habe, der des lieben Gottes heiligen Sonntag so mit Füßen tritt und das Gebot, das Verheißung hat, also in den Noth wirft? Kann da die göttliche Liebe noch retten, wenn sich die Seele in

des Teufels Arme stürzt und die Mutter durch einen Fluch den höllischen Bund versiegelt?

Es kommen drei Männer durch's enge Gäßchen; zwei davon lachen, der dritte, fast ein Greis, bleibt stehen und verweist den Buben das Spiel. „Geht in die Kirche, glaubt mir, es ist besser,“ sagt er schließlich. Da meint einer der Spieler, indem er einen Augenblick über die Karten schießt: „Unser Herrgott braucht uns heute nicht, er hat Visite genug.“

„Das glaub' ich,“ sagt ernst der Mann, „daß er euch nicht braucht; er wär' übel bestellt, wenn er Lumpen brauchte, wie ihr seid; aber ihr braucht ihn, damit er euch hinter den Ohren trocken werden lasse!“ — „Die werden schon von selbst trocken werden, da braucht sich weder unser Herr Gott, noch einer, wie Ihr, darum zu kümmern!“ lautete die freche Antwort. Schauernd erkenne ich in dem halbgewachsenen Jungen einen Gottesleugner, der frevelnd das Band zerreißt, das ihn retten könnte, der den Nachen vom Ufer löst und ohne Compasß auf's schäumende, tödbringende Meer sich wagt. Was mag für diesen in der Zukunft liegen?

Ein Mädchen im hohen Putz segelt vorbei und stößt frech an einen der Jungen. Dieser kehrt mir das Gesicht zu, das ich schauernd betrachtete. Blau und unheimlich liegen die Ringe um die matten Augen, wahre Siegel der Sünde. Schlotternd ist die ganze Gestalt, die strogen sollte von Gesundheit; ein welkes Lächeln zieht sich über die vergilbten Züge, indem er die Karte hinwirft und der Dirne folgt. In mir dämmert die Gewißheit: dieser Knabe geht einem schrecklichen Leben entgegen, das bald in fürchterlichem Tode enden wird. Und seine Seele? —

Mit lautem Toben ist endlich das Spiel zu Ende gegangen. Ein Theil der Spieler hat sich auf eine Thürschwelle gesetzt;

die andern stehen daneben. Da kriecht ein Käglein durch die Latten des benachbarten Gartens; schon will es wieder zurück, da faßt es einer der Buben am Schwanz und zieht es auf seinen Schooß, kneipt es in die Ohren und sagt:

„Kägel, ich will dich lehre singe — Geh' mit mer uf Winge — Mach Miau!“

Die Kameraden lachen; von diesem Erfolg geschmeichelt, wiederholt der Unmensch so lang sein Kunststück, bis es keinen Reiz mehr für die Gesellschaft hat; dann wirft er das lebendige Spielzeug über die Latten zurück. Was siehst du am Ende dieser Laufbahn? Könnte es nicht die Galeere sein? Denn von der Kage geht's zum Pferde, das er unbarmherzig mit Peitschenhieben antreibt, vom Pferde zum Mitmenschen, zur Frau, die er mißhandelt. Wie weit mag solche gefühllose Seele vom Morde entfernt sein? —

„Ich hab' Durst!“ hör' ich einen sagen. „Geh' an den Röhrbrunnen,“ meint ein anderer. „Das liegt mir an,“ ist die Antwort, „daß ich hingehe, wo das Riadvieh hingeht. Im „Stern“ giebt's auch zu trinken.“ Somit geht der Durstige und noch ein Paar andere dem „Sterne“ zu. Der Weg wird nach und nach zur Gewohnheit werden, und wenn die Manneskraft da sein soll, stellt sich Zittern ein, und wenn der Durstige seinen Schnaps nicht gehabt hat des Morgens und drei bis vier Liter Wein des Tags, so hält er's nicht aus. So vertrinkt er Geld und Gut, Ehre und Scham, Vernunft und Glück im Leben und das Heil in der langen Ewigkeit.

So hat wieder einmal der Teufel eine Kapelle ganz nahe an die Kirche gebaut, und die ihm darin dienen, haben's ernst genommen und werden auch leider sobald diesem Dienst nicht entlaufen, wie sie der Kirche entlaufen sind. Aber, liebe Eltern, seht doch nach, wo eure Kinder sind, ob in der Kirche oder in

des Teufels Kapelle; und wenn ihr sie auf bösem Wege trefft, so übergebt sie nicht auch mit Fluchen und Schelten den Händen des Satans. Rufet vielmehr mit allem Ernste zum Herrn, der allein retten kann aus der finstern Gewalt!

Auch du, Christ, der du an der Kirche mitbauen willst, gehe nicht gleichgültig an der Teufels-Kapelle vorbei, reiß' sie ein in Gottes Namen!

Aus dem Briefwechsel von Gottlieb Gradans an seinen
Freund Andreas Fröhne.

Gottlob! Andres, daß es wieder Sonntag ist. Ich freue mich die ganze Woche hindurch auf diesen Tag; denn da ist mir, als theilen sich die Wolken, die sich gesammelt, als würde mir ein seliger Blick in den blauen Himmel gestattet. Dich auch liebe Seele, möchte ich mit hereinziehen in die liebliche Sonntagsfeier; deshalb schreibe ich Dir jetzt, wo Alles so still so friedlich ist, daß ich meine, ich fühle die Wogen der Ewigkeit an meine Seele schlagen, weil endlich einmal das fieberhaft Zucken der Zeit um mich herum nachgelassen hat.

Man hat mir, als Kind, manchmal ein Märchen erzählt das mir im Gedächtniß geblieben: Am Anfang sollen die Kornähren so lang gewesen sein, als der ganze Halm. Als aber die Leute den reichen Segen mißbrauchten und verderbten schickte der Herr seinen Racheengel um die Aehren abzustreifen. Schon fiel der Same unter dem göttlichen Fluch, da sah der himmlische Bote ein lächelndes Kindlein in einer Furche liegen. Dieses Lächeln gewann ihm das Herz; deswegen ließ er oben am Halme die Körner, die heute noch zum Vorschein kommen. Um des Kindleins willen!

So, Andres, ist's auch mit dem Sonntag gegangen. Als Gott gezwungen war, das Paradies von der Erde wegzunehmen, weil er dem Menschen, der durch die Sünde auf Abwege gerathen war, die Macht nicht lassen konnte, die er ihm Anfangs gegeben, nämlich mit ihm zu herrschen über den Erdbreis, da ließ er ihm auch, „um der Auserwählten willen“, den siebenten Theil seiner Zeit. Köstliche Stunden, in denen er nicht mit der Erde zu ringen braucht, sondern sich sehnen darf nach der Heimath; wo das verirrte Menschenkind Blicke in das verlorene Eden thun darf.

Man sollte meinen, der Teufel könne genug haben mit dem, was er, durch seine Verführung an dem Menschen, zuwege gebracht hat. Dem ist aber nicht also. Dieser siebente Theil der Zeit ist ihm ein Dorn im Auge, den will er auch noch haben, und daß ihm solches nur zu gut gelingt, wissen wir aus allsonntäglicher Erfahrung; denn an einem Sonntage wird gewöhnlich mehr gesündigt, als in den Wochentagen zusammen.

Wie wenig kann doch der Mensch, der an der Scholle hängt, Arbeitslosigkeit vertragen! Es klingt deswegen wie Segen, das Fluchwort: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen. Sind nicht die ausgespannten Nichtchristen, welche die Woche über wie Lastthiere unter der Arbeit gepeinigt, wie Bestien am Sonntag? —

Auch über den Sonntag streckt der Herr seine gewaltige Hand aus. Diese Hand wird für den Einen zur Gnadenhand, welche die Seele himmelwärts zieht, für den Andern wird sie zum Fluch, der ihn in die Hölle hinunterstößt. Die Wahl liegt auch hier bei uns.

Wie wichtig die Frage der Sonntagsheiligung ist, beweist der Umstand, daß nicht allein jede Kirche, sondern selbst Staaten sich mit derselben befassen. Um zu einer gesegneten Sonntags-

feier zu kommen, hat man Gesetze gemacht über Wein- und Bierhäuser, über die Eisenbahnen 2c. und hat diese Verordnungen dem Volke als ein eisernes Halskettlein angepasst. Das Kettlein ist aber als lästiger Schmuck am Halse hängen geblieben und hat nichts am inwendigen Menschen verschönert. Weißt Du, wie mich solche wohlgemeinten Maßregeln gemahnen? — Wie wenn man im Frühjahr an einen todten Baum schöne, lebendige Blüthen bände, mit dem Bedeuten, er solle nun gesunde Früchte bringen. Weiß man doch, daß Blüthen und Früchte von innen kommen müssen, aus dem mächtigen Lebensstrom, den Gott in die Pflanze gelegt, den der Frühling lockt und entbindet. Da ist die Quelle, aus der sich die Frucht entwickelt. — Gottlob, Andres, daß uns noch andere Mittel bleiben, als diese, die übrigens auch gut sind, wenn nämlich die andern nicht fehlen. Zu unserer Reform brauchen wir keinen Staat und keine Kammer, da kann Jeder helfen. Aber es muß Jeder helfen, Du und ich, Andres, zuerst.

Verstehen wir unsern Gott, so verstehen wir auch die Bedeutung des Sonntags. Deswegen zuerst A, dann B: Sehnt sich unsere Seele nach dem Heil, so ist der Sonntag ihr willkommen, die Sonntage werden zu Sprossen an unserer Himmelsleiter werden. Aber wir haben Volk um uns, das noch nicht recht weiß, was A und B ist, und dieses muß den Schritt halten lernen, in der Ordnung. Deswegen müssen wir nachhelfen. Ich meine die Kinder und meist auch das Gesinde. Hier gilt's nicht unvernünftig dreinfahren, sonst hängen wir edle Blüthen an ungebändigte Wildlinge und verleiden dem Kinde leicht Kirche und Sonntag. Wir müssen christlich verfahren. Mit Gebet und Forschen in der heiligen Schrift der eigenen Erfahrung zu Hülfe kommen. Nicht die Kinder in die Kirche prügeln, sondern in ihnen die Lust zum Herrn und

seinem Worte pflanzen, dann ziehen sie die Glocken von selbst an. Auch nicht mit den Werktagsskleidern aus dem Stalle oder der Küche, den Bub' vom Spielen auf der Gasse in die Kirche jagen, sondern selbst Sonntag halten mit Lust und Liebe, dann geht das Kind mit. Das versteht sich von selbst. So kommt auch bei ihm das B nach dem A. Bedenket's doch, Vater, Mutter, daß die Elternwürde euch zu Vertretern Gottes auf Erden macht. Ja, Andres, in dieser Hinsicht sind wir gewiß das wahrhaft hohepriesterliche Geschlecht und als solches haben wir auch über den Sonntag und dessen Heiligung zu wachen. Allerdings dürfen wir dieselbe nicht nach Judenweise einrichten, als einmal bestehendes Formenwesen, dem man genügen muß, sondern dieselbe muß aus den uns anvertrauten Seelen gleich einer kräftigen Saat aufwachsen. So wird geholfen.

Die Leute bauen Häuser, und was ein Geschlecht aufführt, das fällt beim andern in Trümmer. Menschen machen Geseze und Verfassungen, und wenn der Zeitgeist darüber fährt, wird ihre Stätte nimmer gefunden. Dies sind Formen. Was aber Gott säet in ein Herz, was er mit seinen Augen leitet, bis es groß ist, das gewinnt Wurzeln und streckt sich himmelwärts. Bewahre du das Wort: Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest, als lebendiges Saatkorn in deinem Herzen. Sae dasselbe in deiner Kinder, in deiner Dienstboten Herzen, und laß es sich entwickeln, so brauchst du weiter keine große Anstalten zur Sabbathfeier zu machen. Die Gebete werden aufwallen, gleich dem Opferdampf, der Morgens von den Matten aufsteigt, und die Strahlen der göttlichen Gnade werden verklärend über deinem Hause stehn, als über einer Stätte des Friedens unter den Menschen.

Es grüßt Dich von Herzen Dein Freund

Gottlieb Gradaus.

Herrschaft und Gesinde.

Es ist ein stattliches Wesen, des Stadelbauern Hof in Markheim. Es liegt etwas abwärts, aber seine Gärten und Acker stoßen ans Unterdorf. Man sieht es wohl, daß der da gebauet, weder Geld noch Boden zu sparen brauchte, denn die Gebäude liegen behaglich auseinander, so daß nicht das eine dem andern hindernd im Wege steht und ihm das Sonnenlicht nimmt.

Es war der Großvater selig des Hofbauern, ein Mann von altem Schrot und Korn, einer von denen, die bedächtig gründen, und solid von Grund und Boden Besitz nehmen, so daß ihr Werk über etliche Geschlechter hinaushalten kann wenn die Besitzer, nach ihnen, auch nicht mehr so altmodisch fortbauen.

Das Thor thut sich auf und gönnt uns den Ueberblick auf den bedeutenden Hofraum. Es steht ein hübscher offener Wagen vor der Hausthüre. Der Knecht richtet noch etwas an dem glänzenden Zeuge des kräftigen Pferdes zurecht, oder wischt noch hie und da an dem schönen Fuhrwerk. Während des kommt der Bauer, ein junger Mann mit rothem Gesichte, sonst aber eine recht stattliche Erscheinung, herzu. Gleich nachher er-

scheint die Bäuerin. Wenn man sie auf der Treppe stehen sieht, fragt man sich: Kann dies eine Bauernfrau sein, oder ist's eine verkleidete Modedame? — Auf dem Kopfe hat sie wohl die goldgestickte Bandhaube, deren mächtige Schleife bis in den Nacken reicht, um den Hals liegt eine Masse Spitzen auf dem damastenen Halstuch, das über der Brust geschlungen und hinten geknüpft mit feinen Franzen, bis in die Kniekehle fällt. Das gold-durchwirkte Nieder ist eng, desto weiter der seidene violette Rock, der kaum den glanzledernen Schuhen vergönnt an's Tageslicht zu kommen. Eine goldene Kette um den Hals und ein breites Armband vollenden den Putz. Sonnenschirm und Ledertasche mit feinem Stahlchloß trägt sie in den reichberingten Händen, ein Zeichen, daß man aufsitzen könne, was auch ohne Weiteres geschieht. Der Bauer berührt den wohlgenährten Fuchs mit der eleganten Peitsche, der zieht an und das leichte Fuhrwerk fliegt nur so dahin.

Karoline, die Hausmagd, sieht der Herrschaft nach. Was sie denkt ist auf dem breiten, rothen, sinnlichen Gesicht geschrieben. „Die fahren fort,“ mag es heißen, „machen sich lustig, und unseereins muß daheim bleiben und ihr Sach hüten.“ Der Knecht, der das Thor geschlossen, kommt zurück. „Karoline, was meinst,“ sagte er, „wenn wir beide so abfahren thäten!“

„Das ist Nichts für uns,“ brummte das Mädchen, „du kannst im Stall bleiben und ich in der Küche!“

„Ich hab's anders vor,“ sagte Hans, „ich mein', wir thäten heut' wie wenn wir Stadelbauers wären. Den Bub' hab ich nach dem Pflug über Feld geschickt, und ihm Etwas gegeben, der kommt vor Nacht nicht.“

Das leuchtet der Magd ein. Sie gehen in die Küche.

„Das soll unser Eßsen sein,“ sagt sie, indem sie eine Schüssel mit Kraut und Speck aufdeckt, „es ist von gestern übrig.“

„Und das werden wir trinken sollen,“ ergänzt der Knecht, indem er ein steingutenes Krüglein an die Lippen führt. „Buhä!“ macht er, „das Rattengift ist gut für die Gänz’, die müssen auch lustig sein.“ Somit goß er den Inhalt den Wasserstein hinunter.

„Hans,“ schmähle das Mädchen, „wo denkst du nur hin? Jetzt haben wir keinen Wein.“

Pfiffig lächelte der Angeredete, indem er erklärte: „Ich will schon Wein schaffen, ich kann den Kirchberger auch schlucken.“

„Die Fässer sind zu!“ sagte unglaublich Karoline.

„Du bist eine Gans!“ belehrte mit großer Entschiedenheit der Knecht. „Diese Woche war der Weinsticher da, da haben sie mit einem Weinzieher aus dem Spundenloch zum Versuchen geholt. Der Bauer rief mir, um etwas zu helfen. Da hab’ ich dem Ding zugeesehen, und als der Meister „scheinig“ im Gesicht war, hab ich den Weinzieher mit einem alten Strohbauften zugedeckt und ihn dann so von ungefähr hinter das Faß fallen lassen. Der Bauer hat nicht mehr viel von sich selbst gewußt, viel weniger noch von dem Weinzieher als er in den Hof gekommen, und so liegt das Ding noch drunten. Da wollen wir einmal etwas Gutes. Willst Rothen oder Weißen?“

„Von allen Zweien,“ lachte die Magd aus vollem Halse.

„Den Wein liefere ich,“ rühmte Hans, „was giebst du?“

„Ich mein’,“ sagte Karoline nach kurzem Bedenken, indem sie in’s Kamin schielte, „die Würste da oben werden nicht gezählt sein, und wenn auch, so kann sie meinen, er habe eine geholt, und er kann glauben, sie habe eine gebraucht. Dann will ich Hollunderküchlein backen. Ich hab’ ein Nest im Laubstall gemacht, die Braune hat neingelegt. Es sind zwölf drin, von denen weiß die Frau nichts. Du kannst eine Kuh melken, denn über die Milch im Keller kann ich nicht; du milchst dann

die mit dem eisernen Waddel (den Brunnen) heut Abend, so kräht kein Hahn darnach.“

Beide lachten unbändig. Hans nahm das Mädchen um den Hals und sagte: „So wollen wir eine Hochzeit machen, und der Teufel weiß, daß wir den Pfarrer nicht dazu brauchen.“

Die Stimmen der Glocken klingen über das Dorf; es ist Sonntag, und an dem Gotteshaus sind die Thüren weit geöffnet. Die Orgeltöne schallen über den Kirchhof, aber Wenige sieht man über den mit Steinplatten belegten Hof wandeln. Etwa ein altes Mütterchen, ein Schulkind, auch hie und da einen Mann mit gemessenem Schritt, mit strammer Haltung, in dessen ganzem Wesen ausgeprägt ist, daß er weiß, was es heißt: Gebe Gott, was Gottes ist! —

Die Glocken sind verstummt, die Thüren geschlossen. Behmüthig blickt der Pfarrer über die leeren Bänke hin. Seine Gemeinde ist nach dem Gebirgsstädtlein Herrenweiler geflogen wo ein Sängerverein sein Fest hält.

Wer nicht weiß, was solcher Verein für eine Bedeutung hat, dem möchten wir sagen, daß es an solchen Tagen wie an einer Kirchweih zugeht. Da kommen aus der ganzen Gegend die verschiedenen Vereine auf blumenumwundenen Wagen mit flatterndem Banner, mit bänderngeschmückten Hüten. In einem weiten Zelte unten an der Stadt vereinigen sich die Ankommenden mit den schon Gegenwärtigen. Man macht zum Willkomm' Brüderschaft; doch nicht nur so mit trockenen Worten, sondern in der That; denn da stehn die köstlichen Weine des Herrenweiler Geländes, diese werden geprüft und gelobt, so daß man bald nicht mehr Lob und Wein von einander zu unterscheiden weiß. Die Fremden und Gäste, welche nicht singen, sondern nur hören und sehen wollen, fahren auch an

im flottesten, was sie vermögen, und die, welche nicht fahren können, humpeln hinterdrein und tragen ihr Schuhwerk an Stecken, wenn solches auf der heißen Landstraße drückt. In der Stadt selbst gährt es erst recht in allen Wohnungen, da müssen die Freunde beherbergt werden und die Mädchen haben den Kopf an andern Orten. Die Mutter schwigt, daß sie nur so dampft, damit das Essen zur rechten Zeit auf den Tisch komme. In Bier- und Kaffeehäusern fluthet's wie ein bunter Strom. Nur in der Kirche ist's leer, und doch haben sich auch diese Thüren gastlich geöffnet, aber die Leute sind vorbeigezogen. Nur wenige, denen's draußen zu bunt gewesen, und die sich gesehnet nach Frieden, sind eingetreten in die öden Hallen wenn schon mancher über die altmodischen Thoren die Achseln, gezuckt.

Doch wie kann man von solchen Sachen reden an seinem Sängerkfest? — Vergieb, lieber Leser, ich führe dich wieder abwärts.

Unter den alten Kastanienbäumen ist ein Tanzplatz aufgeschlagen. Dort finden wir Kopf an Kopf gedrängt, nachdem der Sängerkhor sein Triumphlied, die „Eintracht“, mehr oder weniger einträchtig vorgetragen hat. In den Weinen, die an diesen freundlichen Rebhügeln wachsen, haust ein Geist, der in den Köpfen rüttelt wie ein Gewitterwind an den Wetterfahnen. Nun, man nimmt's nicht so genau mit der Harmonie. Es wird Alles bejubelt. Es war herrlich gelungen, so kann man es später in allen Lokalbältern schwarz auf weiß lesen.

Den Stadelbauern und seine Frau finden wir auch in der Gesellschaft. Er sitzt an einem Tisch, wo Karten gespielt wird. An der Regelbahn wollte es mit den Weinen nicht mehr recht gehen, denen hat der Türkheimer Rothe zugelegt. Die Frau

geht dem Tanzplatz zu, wo die gepuzte Bäuerin alle Augen auf sich zieht. Besonders einer der Sängers, der Peter von der Steinmühle, betrachtet sie mit unverhohlenem Wohlgefallen. Als er von den Soldaten gekommen war und ihm der Vater die Mühle übergeben, hatte er um sie gefreit. Sie hatten sich lieb gehabt, aber der Stadelbauer war dazwischen gekommen, und da hat es nicht sein können. Auf dem Lande sügt man sich gemeiniglich geduldig in solche Nothwendigkeit. Peter forderte die Frau zum Tanzen auf. Sie ging, und alle Flammen schlugen auf im drehenden Wirbel und erfassten die Herzen . . .

Am Abend fuhr der Bauer mit seiner Frau nach Hause. Es hatte etwas Mühe für ihn gekostet, auf's Wäglein zu kommen, endlich plumpste er doch wie ein Mehlsack auf das Seidenkleid der Bäuerin. Diese betrachtete ihren Mann mit unverhehltem Ekel. Denn vor ihr schwebte das Bild des gewandten Sängers; es war ihr, als berühre sein warmer Odem noch ihre glühende Wange. Vor der Stadt nahm die Frau das Leitseil und der Mann schnarchte weiter, als Hans, der Knecht, der Frau schon herabgeholfen. „Thu' auch den Meister runter,“ sagte diese, und ging in die Oberstube, ohne sich umzusehen. Hans rief der Hausmagd, der Bub' kam auch herzu und half; so brachten sie ihn in die Stube und schließlich in's Bett. Die Frau blieb oben. Der Fuchs stand im Stalle. Das Licht ward gelöscht, und so ward aus Morgen und Abend und vielem gottlosen Treiben — ein Sonntag

Monate waren seit diesem Sonntage vergangen, als der lange Martin mit seinem Spürhunde, der schwarzen Sarah, an des Stadelbauern Grasgarten vorbeiging. Da derselbe nur durch einen niedern Hag eingezäunt und dieser an etlichen

Stellen durchbrochen ist, schlüpfte der Hund, ohne daß sein Herr es merkte, durch eine der Lücken. Martin sah erst später, daß sein treuer Begleiter ihm fehlte. Er rief, er pfiß, Alles ohne Erfolg. Nun ging er zurück, um das Thier, zu suchen. In dem Grasgarten sah er, wie er auf einem Düngerhaufen bald eifrig krazte, bald an Etwas zerrte, das von weitem eine sonderbare Gestalt hatte. „Apporte!“ rief Martin. Durch die bekannte Stimme angetrieben, zog die Hündin noch einmal, und der Gegenstand ward los. Der Hund schleifte das Ding durch den Garten und legte den halbverwesten Leichnam eines neugeborenen Kindes zu des vor Entsetzen erstarrenden Mannes Füßen nieder. Er deckte den Leichnam mit einem Bund Reiskig und ging seine Anzeige auf dem Amt machen.

Natürlich fiel der Verdacht auf die Dienstmagd Karoline. Diese läugnete zwar frech, doch nach dem Zeugnisse des Arztes konnte das Längnen nichts mehr helfen. Sie schwachte zu ihrer Entschuldigung in die Kreuz und Quere, nannte Hans, den Hausknecht, der des Stadelbauern Dienst seit Ostern verlassen, als den Mörder. Dieser wurde nun auch vor Gericht gezogen. Er hatte das arme Würmlein unter den Dünger im Grasgarten gelegt, und als er weg war, hatte man den Haufen geladen. So kam das Verbrechen an die Sonne. Beide Schuldigen wurden auf 5 Jahre Zuchthaus verurtheilt.

Im Hofe selbst sieht's trüb aus. Die Eheleute stehen auch vor Gericht und tragen auf Scheidung an. Die Frau will nicht mehr mit einem Manne leben, der immer tiefer in's Trinken und Hufeln kommt, der sich um Ehre, Verstand und Gesundheit trinkt. Der Mann will nicht mehr länger mit ansehen, wie seine Frau mit dem Peter auf der Hintermühle an jedem Markttag zusammen kommt. Wenn er auch für Alles andere abgestumpft ist, so kann er die Sticheleien nicht ertragen, mit

denen man ihm, dem Stadelbauern entgegen kommt. Noch ist Nichts entschieden vor Gericht, aber zwischen den jungen Eheleuten ist eine Kluft, welche die ganze Welt nicht auszufüllen vermag. . . . So hat der Teufel an jenem Sonntag, als Sängersfest in Herrenweiler war, gefischt!

Das Läuten im Thale und die Musik auf dem Berge.

Auf der Fabrikuhr hat's eben sieben geschlagen. Die Glocke läutet und die Arbeitsjale thun ihre Thüren auf; doch heute geht's nicht schnell mit dem Leerwerden, denn es ist Zahltag. Die Arbeiter holen ihren Lohn und dann erst geht es der Stadt zu. Unter den letzten, die den Hof verlassen, sehen wir ein hübsches, junges Mädchen, mit feinen Zügen, schwarzen glänzenden Haaren und reizender Gestalt. Oben an der Stadt biegt diese gegen die Gärten ein, wo sie sich bald ganz allein sieht; nun setzt sie sich auf einen Grenzstein und zählt den erhaltenen Lohn in die Schürze, steckt ein 2-Frankenstück in den Busen und schiebt das übrige in die Tasche; dann eilt sie der elterlichen Wohnung zu, wo ihr armer alter Vater von der Gicht gefesselt das Bett hütet. Zum Gerippe abgezehrt liegt der Kranke ohne Pflege, ohne Theilnahme auf der harten Seegrasmatratze. Frau und Tochter sind ja zum Verdienst aus. Kann man sich wundern, wenn er mit Sehnsucht den Augenblick erwartet, wo Eines oder das Andere heimkommt und ihm das Kissen schüttelt oder eine Labe reicht. Heute besonders freut sich der Mann; denn die Tochter bringt ja den Lohn; und

den darf er zählen und sich die glänzenden Geldstücke ansehen. „Gieb mir das Geld!“ bittet er kindisch. Rätchen legt es auf's Bett und verläßt die Stube. Als sie wieder kommt, fragt der Kranke: „Hast du nichts mehr? es fehlen 2 Franken.“ — „Nein“ sagt nicht ohne Erröthen die Arbeiterin, „der Werkmeister hat mich gestraft.“ Der Vater seufzte und klagte über die Härte der Menschen. Ueberdem kam die Mutter. Sie hatte von 5 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends gewaschen und dafür legte sie ein 2-Frankenstück auf's Bett. Die Tochter wurde roth und barg ihre Verlegenheit, indem sie sich etwas am Boden zu schaffen machte.

Müde setzte sich die Frau mit den silberweißen Haaren an die Tischecke und trank den dünnen Kaffee, den die Tochter bereitet; auch der Kranke labte sich daran. Während die Mutter das Brod einbrockte und die Krumen mit dem Finger aufstupfte, sagte sie: „Sie wollen wieder mit dem Brod aufschlagen, und die Erdäpfel kosten schon 7 Frank der Sack. Gott weiß, wie wir's machen; der Hauszins will auch bezahlt sein, und Holz haben wir keins für den Winter.“ Ein tiefer Seufzer antwortete vom Bette her auf diese schwer zu lösende Frage. Rätchen trank ihre Tasse leer, doch wenn der Kaffee sie auch nicht brannte, so fühlte sie's doch wie Kohlen in der Brust. Es war das Geldstück, das sie im Busen geborgen. „Mutter,“ sagte die Tochter, „ich muß sehen, ob meine Haube auf den Sonntag fertig wird.“ — „Kind,“ sagte diese, „laß dir nur kein so hoffährtiges Ding machen. Du weißt, wie arm wir sind, und 3 Franken ist schweres Geld für uns.“

Das Mädchen huschte fort. Bei der Putzmacherin wühlte sie in Kisten und Läden. Die schönen Bänder sehn, die Blumen zum Gesicht halten, das ist eine eigene Lust für ein leichtsinniges Ding. Von einem Zweig Moosrosen mit weißem

Jasmin wurde Rätchen ganz bezaubert. Den mußte sie in ihrer Haube haben, denn die Blumen standen zu den schönen Haaren und der zarten Gesichtsfarbe unvergleichlich. „Was kostet das?“ fragte sie endlich. „2 Franken“ war die Antwort.

„Da ist das Geld, mach mir die Blumen in meine Haube, du brauchst nichts davon zu sagen. Wenn dich die Mutter fragt, so sagst du, es koste alles zusammen 3 Franken.“

„Mir ist's schon recht,“ sagte die Puzmacherin mit einer Ruhe, die davon zeugte, daß sie nicht zum ersten Mal in solchen Handel willige.

Als Rätchen zur Thüre hinausschlüpfte, faßte es ein junger Mann am Arm, und so gingen die zwei der Stadtmauer entlang.

„Du weißt,“ brach der Begleiter das Schweigen, „daß man am Sonntag auf dem Birkenhof tanzt, da mußt du auch dabei sein.“

Rätchen willigte von Herzen ein.

„Versprich mir aber,“ nahm der junge Mann das Wort wieder, „daß du mit dem Bordiner, dem verfluchten Grünrock, nichts mehr zu thun haben willst, sonst schlage ich ihm und dir die Beine entzwei.“

„So mußt du nicht sein, Karl,“ sagte das Mädchen, indem es seinen Arm unter dem seines Begleiters hervorzog, „ich kann reden, mit wem ich will und laß mir nichts vorschreiben. Wenn dir's nicht recht ist, so such' dir eine Andere.“

Unbegreiflicher Weise lenkte darauf der Bursche ein. Bittend blickte er ihr in die Augen. „Rätchen,“ sagte er, „du weißt nicht, was du mir bist. Ich mein', ich kann nicht sein ohne dich. Wenn mir's Nachts schwer träumt, ist's daß du fort gehst, oder daß man dich holt. Aber ich wollte doch lieber, du lägst draußen auf dem Gottesacker, als daß der Bordiner. . .“

weiter konnte Karl nicht reden, die Worte erstickten im Halse, er knirschte mit den Zähnen, seine Hände ballten sich, und aus seinen Augen leuchtete eine wilde Gluth, so daß Rätchen erschrocken an ihm aufsaß. Einen Augenblick nachher war jedoch Karl das Lamm wieder, das sich von dem Mädchen gängeln ließ.

Als die Heimkehrende durch die Stube schlich, um in ihre Kammer zu schlüpfen, lagen die Eltern schlafend auf dem ärmlichen Bette. Ein Mondstrahl, der darüber fiel, verklärte die trüben Gesichter und ließ sie noch blasser als gewöhnlich erscheinen. Auch Rätchen suchte Ruhe, doch diese wollte nicht kommen. Ueber ihr schwebten rothe Rosen, weiße Geldstücke; über ihr flammten Karls von Rache glühenden Augen, und im Hintergrunde stand eine feine Gestalt in grünem Rock mit silbergesticktem Kragen, mit Schnurrbart; dabei weilten ihre Gedanken am längsten. Das Erinnern daran war so süß, daß sie den Schlaf ferne hielt, fürchtend, er möchte die liebe Erscheinung verwischen.

Der Birkenhof liegt auf einer Anhöhe, nicht fern von der Stadt. Ein freundlicher Weg schlängelt sich erst durch Weinberge, dann zieht er sich durch Gebüsch und Wald am Steinbruch vorbei und mündet an einem freien Platz, wo ein einfaches Haus steht. Weißstämmige, leichthaarige Birken bilden den Hintergrund zu dem Gebäude, daher der Name. Man findet nicht leicht einen reizendern Ort als diesen, von wo aus man in einem Blick einen großen Theil unseres freundlichen Elsasses, das die Schwarzwaldgebirge mit ihren schwellenden Linien begrenzen, umfaßt. Man möchte hier ruhig bleiben, um das Herrliche zu genießen, das einem: der liebe Gott zu Theil werden läßt, aber Ruhe und Sabbathstille ist heute der Seele hier nicht vergönnt; denn die Musik lockt hinunter in's Thal und zieht die tanzlustige Jugend auf den Berg. Bunt bewegt

sich's auf dem Weg, daß man fragen möchte: wo will nur all das Volk unterkommen, das sich heraufdrängt?

Schmunzelnd reibt sich der Birkenwirth die Hände und macht seinen Ueberschlag, während die Wirthin mit zahlreichen Gehülfinnen in der Küche die braungelben Sprigentüchlein bäckt und sonst Begehrtes zubereitet. Denn nicht allein Fabrikmädchen und Arbeiter, nein, auch Bürgerleute und Handwerker findet man hier; selbst die Honoratiorenschaft der Stadt hat sich zum Theil bewegen lassen, das Tanzen mit anzusehen. So ist's kein Wunder, wenn wir auch einen Oberförster in grünem Rock mit silbergesticktem Kragen und gewichstem Schnurrbart daselbst finden.

Drunten im Thale rufen die Glocken zur Mittagskirche, Wie ein verschwimmendes Echo schweben die Töne in die Höhe, doch umsonst! umsonst! Karl und Rätchen, die eben am Steinbruch vorbeigehen, scheinen sie nicht zu hören. Er vertieft sich vielmehr in's Anschauen des Mädchens, das so wunderlieblich in seinem Jugendschmuck. Das Häubchen von weißem Seidentüll mit dunkelrothen Moosrosen und weißem Jasmin, umgiebt, gleich einem lichten Schein, das reizende Gesicht.

Sie treten auf den Platz, wo wogend schon die Leute sich drängen. Da ist's plötzlich als sei ein Zauber über Beide gefallen, denn beide zugleich haben den Förster erblickt, der sie am Tanzplatz zu erwarten scheint. Rätchen deckt verlegen den Mund mit dem Sacktuch. Karl wird blaß, seine Fäuste ballen sich und wieder lobert Feuer in seinen Augen. Mit nichts-sagendem Lächeln stellt sich der Oberförster dicht neben das Mädchen und spricht vom Weg und vom Wetter. Rätchen fühlt die Bewegung ihres Begleiters, der ihre Hand mit seinem Arm fest an sich drückt; doch wagt sie nicht zu ihm aufzusehn, denn sie fürchtet die flammenden Augen.

Als aufgespielt wurde, forderte der Förster das Mädchen zum Tanzen auf. Mit kurzem Athem antwortete Karl, statt ihr: „Ich kann auch tanzen; der Herr kann sich zu seinesgleichen halten. Meine Tänzerin geht ihn Nichts an.“ Der Abgewiesene lachte laut auf, was den jungen Mann noch mehr verdroß. Er tanzte rasend, trank, um die Gluth zu löschen, Wein und Bier mehr als genug. Vordier gab jedoch die Partie nicht auf. Er bat den Wirth, Karlen ein wenig bei Seite zu ziehen. Dies that sich leicht, und während dieser Zeit erfaßte der Jäger das Mädchen und diese flog selig im Arme des Mannes dahin, der ihr gar vornehm und schön dünkte, und um dessenwillen es dem Arbeiter untreu geworden. Zeitig genug kam Karl zurück, um das Paar zu sehen, um seines Mädchens glückliche Mienen zu beobachten. Fürchterlich knirschten seine Zähne übereinander, seine Nägel bohrten sich mit Wuth in die weiche Birkenrinde, rasende Flammen schlugen in ihm auf, denn er fühlte es: Sein Glück, sein Alles war verloren. Er fluchte nicht, er sagte Nichts, er ging fort, er störte die Beiden nicht mehr.

Käthchen wohlte es, als Karl weg war, nun konnte sie ungestört liebenswürdig mit dem neuen Tänzer sein. Dieser ließ auftragen vom Besten, was in Küche und Keller zu haben war. So schwand der Nachmittag. Die Schatten streckten sich in's Thal hinab; die Tanzmusik war verstummt. Die Gäste vom Birkenhof waren wieder in die Stadt zurückgekehrt, der Oberförster und seine Tänzerin strichen noch Arm in Arm unter den Birken hin; endlich als der Mond sich erhob, traten auch sie den Heimweg an. Sorgsam führte der Förster das Mädchen, und dieses schmiegte sich fest an ihn. So kamen sie an den Steinbruch, wo die Steingerippe gespenstig sich im Mondschein erhoben, oder wo geheimnißvoll Risse und Abgründe

gähnten. Sie bogen um den letzten Felsen, als ein Hammer-
schlag den Jäger leblos auf den Boden streckte. Käthchen wollte
entfliehen, aber sie fühlte sich von eiserner Hand gehalten. Der
Druck dieser Hand war ihr bekannt. Es war Karl. Er warf
einen stieren Blick auf den Leichnam, dann sagte er mit ton-
loser Stimme: „Den hat's! Dir thu ich Nichts, du hast genug
daran. Ich hab' gewußt, was für dich kommen wird, und hab's
nicht leiden wollen, nicht leiden dürfen. Meine Lieb' ist hin.
Ich werde leiden, was ich verdient. Aber du, du bist an Allem
schuld! ja schuld, schuld!“ schrie der fast wahnsinnige junge
Mann, indem er den Berg hinab raste.

Athemlos kam er an das Amt und stürzte in des Vorge-
setzten Cabinet. „Ich habe den Oberförster todt geschlagen,
droben im Steinbruch liegt er!“ stieß er hastig heraus, indem
er auf den nächsten Stuhl sank.

Bewundert sah der menschenfreundliche Mann den sonder-
baren Besucher an. Er glaubte mit einem Wahnsinnigen zu
thun zu haben, deswegen nahm er ihm besänftigend die Hand.
„Laß mich, rührt mich nicht an,“ schrie er mit wüthender Ge-
berde. „Mit dieser Hand hab ich den Hammer geführt, so hab
ich ausgeholt. Der Teufel hat mir geholfen, er war gleich fertig.“

„Du hast geträumt, Karl,“ sagte der Mann, denn er kannte
den Burschen als einen ordentlichen, ruhigen Menschen, der
friedlich seine Mutter von seiner Hände Arbeit ernährte. „Ich
träume nicht!“ war die fast ruhige Antwort, „ich hab ihn er-
mordet, und es reut mich nicht, es konnte nicht sein, daß es
zur . . .“ Hier war die Stimme unsicher, während unend-
licher Schmerz die Lippen umzuckte.

„Komm,“ sagte der Vorgesetzte, „erzähl' mir Alles.“

Karl folgte wie ein Kind und begann dann in kurzen
abgestoßenen Sätzen: „Ich bin mein Lebtag, seit der Vater

totd ist, nicht von der Mutter weggekommen. Ich war damals 14 Jahr alt. Wir haben böse Zeit gehabt. Da hab ich das Modellstechen gelernt. So ist's besser gegangen, denn die Mutter und ich haben zusammen verdient. Da hab ich des Feldheimers Rätchen in der Fabrik gesehn, und das war mein Unglück. An diese Schlange hab ich mein Leben und meine Seligkeit gehängt. Die Mutter hat manchmal gesagt: Laß von dem, sie ist leichtsinnig und puzsüchtig, sie paßt nicht in eine christliche Haushaltung. Aber ich hab's nicht lassen können. Ich hab Alles vergessen darüber. Ich konnte nicht mehr beten, denn das Mädchen stand an unsers Herrgotts Platz bei mir. Da kam der Bordier, der insame Kerl, und strich dem Rätchen nach. Da war's ein Elend, was ich gelitten, denn ich wußte nicht mehr, ob sie ihn oder mich liebe. Da ist mir manchmal gewesen, als fasse mich der Teufel an. Die Mutter hat's gemerkt und oft gesagt: „Karl, rufe den Herrn an, daß er den Bann löse,“ und sie betete für mich; ich konnte nicht mehr beten. Heute als ich fort wollte, nahm mich die Mutter am Arm und sagte: Karl, geh nicht auf den Birkenhof, geh mit mir in die Kirche. Mutter, hab ich gesagt, ich hab's dem Rätchel versprochen, laß mich gehn. Der Mutter sind die Thränen über die Backen gekommen und sie hat geschluchzt: O Kind, kehre wieder! und das wird sie jetzt immer sagen müssen, denn sie wird mich nicht mehr wiedersehn!“

Dem Zuhörer war's trüb vor den Augen; doch blieb er ruhig, um dem Beichtenden Zeit zu lassen, sich wieder zu sammeln.

„So schön wie heute,“ nahm dieser das Wort wieder auf, „habe ich Rätchen noch nie gesehn. Wenn ich sie ansah, vergaß ich Mutter und Himmel und Hölle. Doch als wir am Steinbruch vorbei gingen, hörte ich das Läuten im Thale und dabei

war mir als hieße es: Kehre wieder! Kehre wieder! Aber die Tanzmusik verwichte Alles. Wie wir in den Hof kommen, ist der Bordier der Erst'; und der thut mit dem Mädchen, als seien sie schon lang bekannt. Es hat nicht viel gesagt, aber gern zugehört. Und als ich sie tanzen sah, ihn so teuflischmässig, sie so glücklich, da ist Alles wie ein Licht in mir aufgegangen, wie es kommen wird, was er aus dem Mädchen machen wird, das ich an unser's Herrgotts Platz gestellt, und da ist Alles untergegangen für mich, nur das Eine stand fest: Es darf nicht sein. Ich raste fort und kam in den Steinbruch, wo die Steinschlegel stehn; ich wählte einen und wartete, wie lang, weiß ich nicht. Da kamen sie den Weg herunter. Der Mond leuchtete dazu, und ich hab ihn todt geschlagen. . . ."

Tief gebeugt finden wir unsern Karl in seinem Gefängnisse wieder. Während der langen Wochen einsamer Haft ist er zu sich selbst gekommen. Sein Abfall von dem lebendigen Glauben, den seine Mutter in ihm gepflanzt und gepflegt, sein Leben fern von Gott, sein schreckliches Verbrechen, stiegen in ihrem wahren Lichte in seiner Seele auf und weckten sein Gewissen mit solcher Macht, daß der Arme meinte, die Hölle könne nicht ärger als solches Leben sein. Schmachkend nach Trost, verlangend nach Heil, fand ihn seine Mutter. In diese Seele, die auch der Verzweiflung nahe war, goß die bittere Reue des Sohnes die ersten Trostestropfen. War doch ihr höchster Wunsch erfüllt bei dem Gedanken, daß ihr Kind nicht unverzöhnt aus diesem Leben fahren werde. Nach heißem, langem Kampfe fühlte endlich Karl die trostvolle Gewißheit, daß auch für ihn der Heiland gestorben, daß auch seine Sünden am Kreuze auf Golgatha gesühnt worden seien. Dieser Glaube war heller Sonnenschein, der in das Dunkel des Kerkers fiel. Aber wenn der Arme seine Blicke auf die Erde richtete,

wo seine Mutter, die in einer Sommernacht grau geworden war, mit Schande, Armuth und Elend kämpfte, da sahste ihn Verzweiflung. Von seinem Abgott war er losgekommen; das Mädchen flöhte ihm tiefen Eckel ein.

So stand Karl vor Gericht. Der Prozeß hatte Aufsehen gemacht; deswegen war Kopf an Kopf gedrängt im weiten Saal. Lautlose Stille ruhte über der dichten Menschenmasse, man hätte glauben mögen, alle Herzen haben das Schlagen vergessen vor Erwarten, bis die Thüre sich öffnete und die Geschwornen eintraten. Der Gerichtspräsident erhob sich von seinem Sitz und mit tiefer, hohler Stimme fragte er: „Vor Gott und vor euerm Gewissen, ist dieser Angeklagte schuldig?“ —

„Er ist schuldig!“ war die Antwort.

Karl deckte das Gesicht mit den Händen, denn dieses Schuldig hatte ein Echo in seiner Seele, bohrte sich vernichtend in sein Inneres. Wenig Augen blieben trocken, denn Jedermann litt mit dem jungen Mann, in dessen ganzem Leben vor der Welt nichts Strafbares war, als die blutige That an jenem Sonntagabend. Jedes Herz sprach ihn frei, nur das unbeugsame Gesetz mußte seinen Lauf haben.

Während dieser Gerichtsitzung lag eine Frau in ihrem kleinen Stübchen auf den Knien. Lange drängt sich nur Seufzen und Stöhnen aus der Brust. Die gefalteten Hände rangen sich wund; doch die Worte wollten nicht kommen. Wenn das Auge sich erhob, so war's trocken. Es ist ein vernichtetes Menschenkind, die Frau. Der Schmerz hat sie gelähmt, der Kummer weiß gemacht vor der Zeit. Sie hat den Mann und 4 Kinder verloren. Sie hat mit Hunger und Blöße, mit Armuth und Elend gekämpft und immer durch Glauben und Gebet gesiegt. Es kam eine bessere Zeit über die Wittve und ihr Kind, so daß mancher Reiche sie um den Sohn beneidete, der die

Wittwe liebend durch's Leben trug. Da gelüstete den Teufel. Die unglückselige Liebe zog den jungen Mann in die Tiefe. An jenem Sonntage ging Alles für sie unter, und jetzt kann die Frau nicht mehr aufkommen. Nur Eins glimmt bei ihr unter Schutt und Asche, der entschiedene Wille, des Herrn Hand zu erfassen. Deswegen zwingt sie die Kniee zum Boden, deswegen ringt sie die gefalteten Hände. Solchem kann der Geist Gottes nicht widerstehn. Er sieht an die ohnmächtige Seele und vertritt dieselbe mit unaussprechlichem Seufzen. Er stärkt das Elende und löst endlich die Bande, die das Herz und die Zunge gefangen halten: Wie du willst! kispelt sie leise und wiederholt dies wieder und wieder, weil nichts Anderes kommen will. Diese Worte waren wie die Erde, die auf den Sarg rollt, in dem das irdische Glück auf immer versenkt wird. Aber sie ließ nicht ab, sie rang fort, bis endlich siegend heißes Gebet die Seele über Tod und Schmerz himmelwärts trug, und nun, nun war sie, war ihr Kind geborgen. Ja, sie hatte überwunden. Die Seelen wurden gerettet, wenn auch die Mutter an gebrochenem Herzen starb, ehe Karl nach zehnjähriger Galeerenstrafe wieder heim kam.

Wie viel Elend aus einem einzigen Sonntagnachmittag!

Wie es im Schollenhof Sonntag geworden.

„Dent' nur, Räth,“ sagte der Schollenhofbauer zu seiner Frau, die in der Küche zu Nacht rüstete, „dent' nur, der Schäfer von der Halde hat mir gesagt, daß der Zornmüller seinen Buchwald verkaufen will.“

„Wenn's nur endlich einmal wahr ist,“ sagte die Frau.

„Dies Mal ist's,“ bestätigte der Mann, „und er muß unser werden. Sonst mag der Donner dreinschlagen. Der Wald liegt auf der Schollenhofgerechtigkeit; wenn wir den noch haben, so ist unser Sach rund.“

„Thu nur nicht so stiedig,“ warnte die Frau, „sonst mußt du den Wald vergolden.“

Verlegen krazte der Bauer hinter dem Ohr. „Wie sang ich's nur an, daß es geht?“

„Weißt du was?“ rieth Räth, „geh nunter zum Mendel, der ist des Müllers Hossjud'. Du brauchst nicht mit der Thür in's Haus zu fallen. Sag', wir mangeln ein Kind, und hätten gern ein Schweizervieh, ob er nicht Etwas wüßte, dann gehst du sachte hott nüber und bringst die Red' auf den Wald.“

„Frau,“ sagte der Bauer, „du könntest Bürgermeister werden!..“

„Ich habe Wichtigeres zu thun,“ brummte die Bäuerin indem sie den Arm in den Schweinkübel tauchte, um die Kartoffeln und Kleie unter die Sauermilch zu kneten.

Als der Schollenbauer über den Hof ging, läutete es den Sonntag ein. Der katholische Tagelöhner, der, das Essen erwartend, am Brunnen stand, nahm sein Lederkäsplein ab und betete leise ein Vaterunser. Der Bauer zuckte die Achseln darüber. „Anne Käth,“ rief er der Magd, „seg’ den Mist zusammen, den die Hühner verscharrt. Bub, du kannst die Mistlache noch auf die Zuckerrüben im Hintergarten tragen, und du,“ wandte er sich zu dem Betenden, „schneid noch ein Stuhl voll Stroh, es trägt mehr ab, als Maulaffen feil halten.“

„Wer weiß?“ sagte der Tagelöhner und ging geduldig an die Arbeit.

An Mendels Haus angekommen, sagte die Schabesgoi (Sabbathmagd) zu dem Bauern: „Sie halten Schabbes drinn.“

„Sie werden mich nicht fressen,“ meinte dieser und klopfte. Auf das übliche Herein öffnete er die Thüre und trat verlegen ein. Ueber dem rothgedeckten Tisch brannte der siebenarmige Leuchter und rings herum saß die Familie in Festkleidern. Der Vater in priesterlicher Würde in einem Lehnstuhl oben an. Man erkannte kaum den Mendel, der gewöhnlich in den abgeschabten Sammethosen und der geflickten Jacke, nach Juden Art, wie ein Wiesel von Hof zu Hof schleicht. Das war ein anderer Kopf, mit den schönen weißen Haaren, mit den scharfgezeichneten Zügen, mit den lebendigen schwarzen Augen; das war eine andere Gestalt, ein ganz anderes Wesen. Um ihn strahlte etwas von der Majestät Gottes, die er als Vater und Priester in seiner Familie am Sabbath vertrat. Diese Majestät imponirte selbst dem Bauern, der still und schen den Stuhl einnimmt, den ihm der Jude angewiesen. Die Feier,

einen Augenblick durch den Eintretenden unterbrochen, beginnt wieder mit dem 126. Psalm, den der Israelit mit der ganzen Wärme, die in einem verbannten Herzen laut werden kann vorliest:

1) Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden;

2) Dann wird unser Mund voll Lachens und unsre Zunge voll Ruhmens sein. Da wird man sagen unter den Heiden: Der Herr hat Großes an ihnen gethan.

3) Der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich.

4) Herr, wende unser Gefängniß, wie du die Wasser gen Mittag trocknest.

5) Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten.

6) Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Saamen, und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.

Als der Christ von Hause weggegangen, da tanzten der Buchwalb, der Jorwmüller, der Mendel, das Schweizervieh alles im tollen Wirbel in seinem Kopfe herum, und das war wohl arg für den Belten, der gewöhnlich nur einen Gedanken, und den manchmal nur nothdürftig, in seinen Kopf fassen konnte. Nun schlugen wie weiche Wellen von Himmelsluft die Worte des Psalms an seine Seele; es waren Klänge, die Friede! Friede! riefen über der unruhigen Seele, aber sie strichen leider nur darüber hin, auf dem Grunde gährte ein ungebändigtes Begehren nach Geld und Gut. So mag wohl oft der Odem Gottes die heiße Stirne des Kämpfenden berühren, er mag's fühlen, der Arme; aber ihn herauszureißen aus dem Strudel, dazu bedarf's des eigenen Willens, dazu bedarf's der Buße, des Glaubens. An der Arznei fehlt's nicht von Seiten Gottes bei unsern Gebrechen, aber am Einnehmen — da fehlt's.

Der Bauer hörte mit einem Ohr den Psalm, mit dem andern hörte er, wie es in seinem Innern sagte: Den Wald den Wald muß ich haben!

Endlich zeigten sich die Sterne am Himmel; er konnt nun mit dem Juden reden. Wie die Käth gesagt, so ging's. Mendel wurde mit dem Schweizervieh geküßert und ließ nun für den Wald ein günstiges Ohr.

„Wißt ihr was?“ sagte der Jude, „morgen ist Sonntag, da habt ihr doch daheim Nichts zu verlieren; da könnten wir mit einander auf die Zornmühle gehen.“ Dem Bauer war's recht, und so finden wir sie Beide auf dem Weg.

Ein wunderschöner Sommermorgen liegt über den Landen; durchsichtig ist die Luft, und wellenweise bringt der Morgenwind das Läuten der Glocken von allen Seiten her. Der Jude nimmt seinen Gebetsriemen aus der Tasche, um seine Andacht zu halten. Der Bauer geht hinter ihm, wie ein Fuchs, der auf Bente ausgeht, nur mit dem Unterschied, daß dem Raubthiere die edle Sprache nicht verliehen ist, um seine Wünsche und Begierden laut werden zu lassen, wie dem Belten, der mit sich selbst redend, immer wieder sagt: „Wenn er acht, ja zehn tausend Frank kostet, den Wald muß ich haben.“ Dem Juden entging natürlich das Selbstgespräch nicht.

Als die Besucher in den Mühlhof traten, stand der Wagen bereit, der die Familie in die nächste Kirche bringen sollte. Während Frau und Kinder aufstiegen, ging der Müller den Eintretenden entgegen, um sie zu bewillkommen.

„Nu, Herr Müller,“ sagte Mendel, „Sie wolle fahre in die Kirch', wenn der Schollen-Bauer und ich komme zu machen ein Geschäftchen.“

„Ja, Mendel,“ sagte der Hausherr, „wir fahren in die Kirch'. Das ist am Sonntag mein liebstes Geschäft. Es ist mir

leid, daß ich Euch verlassen muß; geduldet Euch indessen bis ich wiederkomme. Nach dem Mittagessen kann man schon ein Wörtlein miteinander reden.“ Somit stieg auch er auf und das Fuhrwerk schoß dahin auf dem ebenen Mühlweg.

Dem Schollenbauer war, als er bei dem Juden stand und die christliche Familie zur Kirche fahren sah, etwas nicht recht. Er fragte, nach seiner Gewohnheit, hinter den Ohren, scharfte aber da wenig guten Rath hervor, sintemal die Räth nicht da war. Der Jude wußte schon, was anfangen. Er führte den Belten durch Hof und Ställe. Da konnte man an der Ordnung, die allenthalben herrschte, abnehmen, daß der Müller ein rechter Mann sei. „Mendel,“ bemerkte der Kauflustige, „warum giebt denn der Müller seinen Wald her?“

„Nu,“ sagte Mendel, „das sind so Flaufen. Sein Gottlieb hat's verspielt und soll zu den Soldaten, aber er hat keine Lust dazu, deswegen will ihn der Vater freikaufen; auch hat's dem Müller in den zwei trockenen Jahren gefehlt. Die Mühle braucht Unterhalt und so meint der Müller, das Kind und das Haus liegen einem näher als der Wald.“

Nachdem sie sich die Mühle angesehen, führte der Jude den Belten in den Wald. Auf dem Heimweg begegneten sie dem Müller, der ihnen entgegen gegangen war. Der Bauer nahm's ihm etwas übel, daß er so abgefahren, ohne sich um ihn zu kümmern.

„Ihr seid mir lieb und werth, Schollenbauer,“ sagte der Müller, „aber es hat eben pressirt.“

„Ihr hättet die Weibskent allein können gehn lassen,“ brummte Belten.

„So meint ihr,“ entgegnete lächelnd der Kirchgänger, „ich wolle meinen Sonntag verlieren, wenn Einer während der Kirche zu mir kommt? Allen Respekt vor Euch, wenn einen

aber der Kaiser einladen läßt und dazu mit allen Glocken läuten, da weiß man, was man zu thun hat, wenn man nicht vernagelt ist; und der, welcher mich diesen Morgen eingeladen, ist noch etwas mehr als der Kaiser. Nein, Nachbar, meinen Sonntagssegn laß ich mir nicht nehmen, der muß die Woche hindurch vorhalten. Es wär ja, wie wenn ich dem Brunnen in meinem Hofe die Quelle ableitete."

Der Bauer wußte nicht, was darauf sagen, deswegen hätte er was gegeben, wenn die Rätb dagewesen wäre, um dem Müller heimzuleuchten so fragte er hinter dem Ohr und lenkte das Gespräch auf Anderes; kam doch eine eigene Unruhe über ihn, wenn er an den dachte, der mehr ist als der Kaiser und der auch ihn schon oft hatte laden lassen. Daß der Müller kein Duckmäuser und Scheinheiliger sei, wußte er, denn er war nicht bloß aus adeligem Geschlecht, dem die ganze Umgegend das Zeugniß gab durch das Sprichwort: „Ehrenfest wie die Bohnmüller“; aber er selbst war ein Mann, der den Blick noch vor keinem Menschen niedergeschlagen hatte.

Unter der Thüre bewillkommte sie die Müllerin und führte sie mit Gastlichkeit, und herzlichem Wohlwollen in die Stube. Im Hause war kein Schmetter'n Thür auf und Thür zu; es war keine Verathung hinter der Küchenthüre, in der man den unerwarteten Gast zum Rufus wünscht. Das 14jährige Mädchen deckte den Tisch; die ältere Tochter hantierte mit der Magd in der Küche; Gottlieb, der Refrut, holte den Wein aus dem Keller, während Jacob der jüngere Bruder, auf Ställe und Mühle ein Auge hatte. Die Frau unterhielt sich ruhig mit den Männern und ging nur manchmal hinaus in die Küche, um hie und da nachzu-helfen oder mit gedämpfter Stimme einen willkommenen Rath zu geben. Alles schien, wie ein gut geöltes Räderwerk, in

einander zu greifen. Dem Bauern wohlte es. Er betrachtete die Mutter mit den milden Augen, mit den gemessenen Bewegungen, und sie kam ihm vor wie der leibhaftige Sonntag gegen seine Râth, die wohl tapfer war im Arbeiten, aber ein Reß gegen Kind und Gesinde. Sie war witzig und verschlagen, gönnte sich aber keine gute Stunde und der Sonntag war nie roth angestrichen in ihrem Kalender, als meinetwegen an einem Nachtmahlstag, und da hieß es vor Tag schon: „Der Rukuf soll die Kirche holen, man wird an keinem Ende fertig!“

Die Suppe mit dem feingeschnittenen Brod, mit der gelben Fettcheibe oben auf und den Marcklösen in der Tiefe stand auf dem Tisch und lockte die Leute aus allen Ecken zusammen. Nur der Jude ging in den Grasgarten wo er sich zum Schlafen anstellte, nachdem er seinen kargen Imbis, aus Zwiebeln und Brod bestehend, verzehrt hatte. Oben am Tisch stand der Vater, zur Rechten der Gast, zur Linken die Frau, dann die Kinder, unten Mülhlarzt, Knecht und Magd. Nach dem Gebet griff man wacker zu und ließ auch fleißig die Gläser kreisen, die Gottlieb immer wieder füllte.

Der Bauer wollte über Tisch etliche Male von dem Wald beginnen; doch der Müller vermied dieses. Erst als die Kinder und Diensteute die Stube verlassen und sich der Jude zu einer Tasse Kaffee eingestellt, konnte die Rede davon sein. Gottlieb war auch geblieben, es war dies ein Recht, das ihm der Vater ertheilt, seitdem er sein 21. Jahr zurückgelegt hat. Von da weg durfte er wissen, wovon die Rede sei, er durfte selbst mit reden. Er wurde zur Selbständigkeit herangebildet.

„Schollenbauer“, nahm nun der Hausvater das Wort, „der Mendel hat mir schon gesagt, was euch herführt. Ich hab’ mir übrigens schon gedacht, daß ihr den Wald haben wollt, denn er paßt zu enem Hof. Deswegen wollen wir als gute Nach-

barn die Sache abmachen. Ich weiß, was er werth ist, und überdies habe ich ihn vom Förster abschätzen lassen, unsre Schätzung ist die gleiche.“

„Und die wäre?“ fragte der Bauer mit klopfendem Herzen.

„10 000 Franken,“ war die Antwort.

Der Käufer wurde fast blaß. „Es hat Mancher schon gefordert,“ sagte er, „und weniger genommen. Für das kommt man zusammen.“

„Nein, Bauer,“ entgegnete bestimmt der Müller, „für das kommt man nicht zusammen. Andere können thun, was sie für gut finden. Der Bohnmüller hat nur ein Wort!“ fügte er stolz hinzu.

Mendel legte seine ganze Beredsamkeit an den Tag, um den Bauer, der das jüdische Gebot von 6000 Franken gethan hatte, hinaufzuschrauben, und um den Müller von seiner Forderung herab zu bringen. Letzteres that er nur ganz sachte, so zu sagen für die Form; denn dafür war ihm der Müller zu gut bekannt, daß dieser nie von einer gerechten Forderung ließ.

Man trennte sich, ohne daß der Handel zur Abschließung kam, und als der Bauer am Abend heim kam, sagte er zu seiner Frau: 10 000 Fr. will er.

„Ich hab’ mir’s gedacht,“ war die Antwort, „der Förster schätzt ihn so. Aber runter muß etwas.“

„Er thut’s nicht,“ fragte der Mann hinter dem Ohr.

„Das wär’ wunderbar,“ meinte die Räth’. „Wer wird den Wald wollen, außer uns? 10 000 Fr., ein Heidegeld! Wir müßten uns bloß machen, denn Grund und Boden hergeben, das geht einmal nicht.“

Wieder läutet die Abendglocke in dem Dorfe, die Tonwellen ziehen über den Hof, als müßten sie die Seelen vom

Schollen losreißen und sie aufwärts in die lichtvolle Heimath ziehen. Doch die Seelen waren verschüttet, der Mammon hielt sie nieder, und das Ringen nach Geld und Gut fettete sie im Staube.

Und doch, und doch weilt auch hier ein Engel, der die Strahlen der Gnade über dem Hause fesselt. Es ist Anna, die Tochter, ein liebliches Mädchen, das aber den Eltern nicht keck genug ist. Leise wie das Wasser, das sich im Frühling in den Matten verliert, waltet das Mädchen. Still und sinnig, war sie nicht, wie die Eltern, auf der Oberfläche geblieben. Sie hatte die köstliche Perle gesucht und gefunden, und je weniger ihr Leben sich nach außen mittheilen konnte, desto tiefer und inniger war ihr Streben nach dem Heile. Sie allein ging Sonntags hinüber in die Kirche, und wenn's Morgens nicht zu thun war, so ging sie, trotz Hitze oder Wetter, Nachmittags.

So war sie auch einmal dahin gegangen, und da es bei ihrem Eintreten auf den Kirchhof noch nicht läutete, war sie um die Kirche herum auf den Gottesacker gegangen, wo sie die Namen und Verse auf den Kreuzen las. Schließlich setzte sie sich unter den Fliederbaum an der Mauer und las in ihrem Gesangbuche. Das Mädchen war ganz vertieft; auch wiegte sie die Müdigkeit in einen lieblichen Halbschlummer, in dem Traum und Wirklichkeit um die Herrschaft über die Sinne rangen. Da plumpste auf einmal Etwas hart neben ihr nieder. Sie sprang erschrocken auf. Da lachte sie der Gottlieb aus der Bohnmühle an und sagte: „Anna, erschrick doch nicht, ich bin's nur. Ich hab' gedacht es ist dies der kürzeste Weg, besonders da ich nach der Trauerweide sehen wollte, die ich vor acht Tagen geseht.“ Sie sahen nun zusammen nach der Weide und thaten an Blumen und Stöcken, was sich am Sonntag thun

ließ. Dann setzten sie sich zusammen auf's Bänklein, das neben dem Zornmühl-Grab angebracht war. Da lag Anna's Gesangbuch noch aufgeschlagen. Gottlieb nahm das Buch und als er das Lied las: Himmelan, nur himmelan, sagte er: „Das ist mir das liebste im ganzen Gesangbuch, denn das hebt einen über alle Arbeit und Sorgen.“

„Hast du denn auch Sorgen, Gottlieb?“ fragte das Mädchen, „ich mein', in der Zornmühle sollten nichts als Feiertage sein.“

„Das ist wahr,“ sagte der junge Mann, „denn unser Haus hat das an sich, daß es nie finster drin wird.“

Das Mädchen seufzte tief, und als Gottlieb sie ansah, glühte schmerzliche Wehmuth im feuchten blauen Auge.

Gottlieb verstand diese Wehmuth, denn der Schollenbauer hatte mit seiner Frau einen gar trüben Ruf.

Man wußte wie da gearbeitet, geheizt, gescharrt und geknickt wurde, um Etwas zusammen zu bringen. Anna hatte er wohl öfters in der Kirche gesehen, aber das fand er so natürlich, daß er meinte, das sei bloße Gewohnheit. Jetzt aber stieg die Gewißheit in ihm auf, daß hier ein reiches Leben erdrückt werde; daß eine zarte Blume mit Unkraut, Dornen und Hecken der Welt ringen müsse, um in's Himmelslicht hinein zu ragen. Mittheilung ruhte sein Blick auf dem Mädchen, und Mitleid, das blasse, sanfte Mitleid, ist Thürhüter bei der feurigen Liebe.

Doch die Stränge werden angezogen; schnarrend glitten sie durch die Haken, die Glocken bewegen sich in ihrem lustigen Gehäuse und rufen zur stillen Sabbathfeier.

Also war's geschehen an einem sonnenhellen Sonntag im September, aber nicht ein für allemal. Sie sahen sich wieder und die gleichgestimmten Seelen wuchsen zusammen in reiner mächtiger Liebe.

Als der Schollenbauer und der Mendel fort waren, setzte sich der Müller an die große Familienbibel, um den Text noch einmal zu lesen. Er dachte eben der gehörten Predigt nach, als Gottlieb zu ihm an den Tisch trat. „Setz' dich, Gottlieb,“ sagte freundlich der Vater, indem er seinen Sohn mit Wohlgefallen betrachtete. Die Freude des Vaters an dem jungen Mann hatte ihre Berechtigung; denn nicht allein war er ein schöner starker Bursche, es drückte sich auch in seinem ganzen Wesen ein klarer Verstand und eine wohlthuende Offenheit aus.

„Nun, Gottlieb, was hältst du von dem Waldhandel,“ fragte der Müller.

„Ich glaub' nicht,“ erwiderte der Sohn, „daß er ihn um den Preis nehmen wird.“

„Ich kann ihn nicht billiger geben. Will ihn der Bauer, so soll er das Vorrecht haben, doch mag er sich in Acht nehmen; kommt ein anderer Käufer, so schlag ich ihn los. Der Besten hat's von jeher so gehabt, es thut ihm jeder Sou weh, geschweige wenn er 10000 Fr. von seiner Seele losreißen soll.“

„Vater,“ sagte Gottlieb, und räusperte sich verlegen. „vielleicht gäb's auch einen anderen Weg. Schon lang hab ich euch Etwas sagen wollen, aber ich hab den Muth nicht dazu gehabt.“

„So,“ unterbrach ihn gedehnt der Müller, „seit wann hat denn ein Bohnmüller den Muth nicht, zu sagen, was ihm in der Kehle steckt?“

Des Vaters liebevolle Augen ermunterten den Sohn zur Beichte, deswegen sagte er schnell, als wolle er sich auf einmal das Schwerste vom Rücken schaffen: „Ich hab' des Schollenbauern Anna lieb.“

Des Alten Gesicht ward trübe, und Schweigen herrschte eine Weile zwischen den Beiden. Endlich sagte der Müller: „Gottlieb, der Herr ist mein Zeuge, daß ich für meine Kinder keine

hohen Dinge im Kopfe habe; er weiß, daß ich nicht meine, sie müßten sich Adel oder Reichthum erheirathen. Wenn's wäre, ich würde mir die Hände zu der Waldgeschichte reiben, denn der Schollenhof ist das reichste Gemark centum (ringsumher). Was ich erbeten für dich, und an was ich halte, ist, daß du mir eine christliche Tochter bringst, und keine aus einem Schollenhof, wo Gottes liebe Sonne Jahr ein und aus nicht in die Herzen scheinen kann, vor Geizen und Räckern."

"Vater," sagte Gottlieb weich, "Anna ist ein Gotteskind, und lebt anderswo als auf dem Hof, wenn sie auch dabei sein muß." Nun erzählte er sein erstes Begegnen mit dem Mädchen; er beschrieb dessen Kämpfe und dessen Treue, den so drückenden Verhältnissen gegenüber, und schloß mit den Worten: "Soll Anna meine Frau nicht werden, so laßt mich unter die Soldaten. Ich kann nicht hier bleiben."

Gerührt hatte der Vater in des Sohnes Herz gelesen. "Wenn die Sachen so stehen," entschied er, "so hast du mein Wort. Ich selbst will den Werber für dich machen und macht sich die Sache, so sollst du den Wald in die Ehe mitbringen."

Etwas später, wieder an einem Sonntagnachmittag, streckte sich der Bauer auf das Bett, um die während der Woche entbehrte Nachtruhe nachzuholen. Die Frau stattete während der Zeit den Kühen und Schweinen Visite ab. Das Gesinde war im Dorfe drüben und Anna zur Kirche. Da fuhr der Müller mit seiner Frau am Schollenhof an. Als der Wagen vor dem Thor hielt, rieb sich der Schollenbauer die Augen und lief dann, um aufzumachen. Indessen schlüpfte Räch' durch die Hinterthüre, riß eine Haube aus der Lade, strich die Haare glatt, band eine Schürze um, und kam unter die Hausthüre, als die Besucher eintraten.

Der Bauer holte ein Krüglein im Keller, und so saßen

die Biere beisammen. Während die Männer von Wahlen, Viehstand und Neuerungen redeten, musterten sich die Frauen zu Grund und zu Boden. Eine rühmte wohl der Andern Sache, aber dachte doch manchmal über dem Rühmen: „Nein, so möcht' ich's doch nicht machen, so kann's sein Lebtag nicht gut kommen!“ Item, es ist gut, daß man einen recht ordentlichen Brustfleck in dem Nieder stecken hat, statt einer Glasseibe, durch welche man die geheimen Gedanken lesen könnte.

Später kam Anna aus der Kirche zurück. Als sie die Müllersleute sah, erröthete sie und war verlegen. Der Müller betrachtete sich die liebliche Gestalt, und als er ihr die Hand bot, begegnete er einem tiefen reinen Blick, der volle Gewähr leistete für das Wort eines Sohnes: „Anna ist ein Gotteskind.“

Der Bäuerin zuckte es indessen in allen Gliedern. Sie hätte sollen Kaffee kochen, in der Küche sein, und Höflichkeit halber mußte sie in der Stube bleiben. Sie tobte innerlich gegen die Magd insbesondere, gegen das Gesinde überhaupt. Anna kannte die Mutter zu gut, um nicht zu wissen, was in ihr vorging; deswegen zog sie die Jacke aus, stülpte die Hemdärmel auf und sagte: „Mutter, bleibt nur ganz ruhig, ich will schon Alles recht machen.“

„Nachbar,“ sagte der Müller, als das Mädchen fort war, „ihr wißt, daß ich, wenn mir Etwas auf dem Herzen liegt, nicht gern hinter dem Berge halte, sondern daß ich am liebsten in Gottes Namen damit abfahre. Deswegen will ich euch sagen, was uns herführt. Mein Gottlieb hat mir gesagt, daß er eure Anna lieb hat und sie ihn. Da wollte ich fragen, ob es euch recht ist, daß die beiden ein Paar werden. Gestehn muß ich's, daß ich an keine Verbindung zwischen dem Schollenhof und der Bornmühle gedacht habe. Da aber, wie es scheint, Gott selbst

die Kinder zusammengeführt, halte ich's für meine Pflicht, euch um die Hand eurer Tochter zu bitten."

Der Brauer fragte während dieser Rede verlegen hinter dem Ohr und sah seine Frau an, als müsse da Rath herkommen. Diese strich das Schürzenband glatt und blieb stumm.

"Pressiren trägt Nichts ab," stotterte endlich Belten, "man muß sehen, ob es sich schickt."

"Freilich," sagte der Müller, "kann ich mit meinen vier Kindern keine Mitgift liefern, wie der Schollenhof; aber den Wald soll der Gottlieb haben. Nun bedenkt's euch und macht uns in acht Tagen Bescheid."

Während dem waltete das Mädchen in der Küche, kochte einen feinen Kaffee mit Milch, so dick und fett, daß die Haut darauf lag, wie ein ordentliches Hammelfell. Sie machte Brei-
fischlein dazu, die so lustig und leicht waren, daß die Müllerin nicht genug sagen konnte, wie sie gerathen seien. Gottliebs Eltern beobachteten das Mädchen in seinem einfachen stillen Wesen. Was sie aus Pflicht unternommen, das wünschten sie bei ihrer Rückfahrt von ganzer Seele.

Man begreift wie es bei den Schollenhofleuten die Woche hindurch gährte und stürmte. Anfangs hieß es: "Der Müller ist schlau, wenn er am Berge liegt. Nähm' der den Hof für sein Stücklein Wald. Die Anna kann noch Bessere kriegen. Da ist der Langenhans von Gählingen, der hat 30 000 Fr. Es ist wohl ein wilder Bursche, aber 30 000 Fr. ist ein Maul voll!"

Daß ihre Tochter nicht den ganzen Werth vom Schollenhof erheirathen werde, wußten die Eltern wohl, denn sie konnte nur einen Ausbezahlten nehmen, weil dieser auf dem Hof Bauer werden mußte. Anna wurde übrigens nicht gefragt. Das ging sie nichts an.

Da kam Mendel, der Jude, im Lauf der Woche zu dem Bauern in die Scheuer und fragte :

„Wie steht der Handel mit dem Müller?“

„Ich könnte den Wald für Nichts haben,“ sagte der Bauer.

„Gottes Wunder,“ erstaunte der Jude, „was ist da gegangen vor?“

„Der Müller will,“ vertraute Belten, „daß sein Gottlieb unsre Anna heirathe, er gäb' ihm den Wald mit.“

„Bauer,“ sagte der Jude nach einigem Bedenken, „ich würde schlagen ein. Der Gottlieb ist ein Bursche, wie's wenige giebt, und der Wald ist für euch nicht werth 10 000, aber 20 000.“

„Die Räth' meint,“ bemerkte Belten, „der Langenhans wär' schickiger, mit dem seinem Vermögen könnte man drei solcher Wälder kaufen.“

„Wehgeschrien,“ wehrte der Mendel, „die Räth' ist gescheidt in vielen Dingen, aber da tappt sie hinein, wie eine Kuh auf eine Erdbeer'. Der Langenhans, das Nas! Was thun mir mache seine 30 000, wenn er jetzt schon ist wurmstichig bis an die Leber? Soll der Mendel erleben, daß ein Strick, der schon dreimal gewesen ist vor Amt und gefessen hat im Thurm, werd' Schollenbauer in eurer Gerechtigkeit? Soll denn euer einzig Kind mit Einem Haus halten, der schon mehr getrieben, als der Teufel einem Menschen zumuthet.“

Natürlich fragte der Bauer hinter den Ohren, denn wider die Räth' streiten, das hieß mehr unternehmen, als der Mendel, selbst mit seinem Judenverstande, begreifen konnte.

„Mir wär's schon recht,“ sagte er endlich, „denn Jornmüllers sind rechte Leute, und das ist doch auch Etwas. Aber die Frau!“ setzte er kleinmüthig hinzu.

„Laßt mich nur machen,“ schmunzelte Mendel, und hob sich von dannen.

Räthe rüstete Kraut auf dem Bänklein vor der Thür. Da kam Mendel mit kalter Pfeife zu ihr und fragte, ob er am Herd anzünden dürfe. Natürlich ward ihm die Bitte gewährt und so setzte er sich auf die Steintreppe und zog ganz unschuldig seine Dampfwolken aus dem braunen Maser. Die Bäuerin ging selten in's Dorf, sie war zu schaffig, um sich solches zu gönnen, aber sie hörte für ihr Leben gern Neues; deshalb war ihr der Jude, der Alles wußte was sich in der Gegend zutrug, höchst willkommen. Mendel hätte kein Kind Israels sein müssen, wenn er zuerst angefangen hätte. Er stellte sich schläfrig und fuhr erschrocken zusammen, als Räth' fragte: „Nun, Mendel, was bringst Neues?“

„Neues?“ sagte er gähnend, „nicht viel, und was es ist? — nichts Gutes. Wie kann haben der Mendel Zeit zu laufen nach Neuem? Muß er doch thun die Augen auf, daß er nicht werd' gebracht um seine bißel Armuth.“

„Na, Mendel,“ beschwichtigte die Frau, „wer wird denn von dir etwas wollen?“

„Leut' genug,“ sagte der Jude, „und solche, von denen man's nicht thut meinen. Da heißt's Mendel hinten, Mendel vorn, hilf mir, gieb mir. Ist der Mendel dumm genug und giebt, so hat er das Nachsehn. Die Jungen denken nicht an's Zahlen und die Alten wollen nicht mehr einstehn.“

„Mit wem hast du's denn?“ fragte die Räth'. „Wer ist's?“

„Nu,“ ließ sich der Jude nöthigen, „daß ich's nicht möcht verrathen, denn der Bursch' ist aus rechtem Geschlecht.“

„Mir darfst du's schon sagen,“ nöthigte die Frau.

„Es will mir nicht über die Zung',“ sträubte sich der Jude.

„Sag's nur, bei mir ist's sicher,“ schmeichelte Rätth.

„Nun,“ sagte überwunden der Genöthigte, „weil ich weiß, was die Schollenhofbäuerin für eine Frau ist, so will ich's euch sagen: Der Langenhans, jetzt glaubt's, wenn ihr könnt, der ist aber so löchricht, wie ein Spelzritter (Sieb), der verjubelt ledig, sein Anrecht auf den Langenhof. Der Alt' hat ihn wolfe setzen in die Zeitung und es geschieht, so wahr ich Mendel heiß' wenn ich anrück' mit meinem schriftlichen, und ich thu's, ja ich thu's,“ steigerte sich der Redner, indem er den Erfolg bei der Frau beobachtete.

Diese behauptete ihre Haltung, indem sie den Krautkopf, den sie auf dem Schooß hatte, zerlegte und die Blätter kurz und klein geschnitten in den Kübel warf. Mendel klopfte die Pfeife aus, nahm seinen Sack und empfahl sich. Daß er dem Hans bloß 20 Fr. in einer augenblicklichen Verlegenheit geliehen, brauchte die Rätth' nicht zu wissen.

Am Abend sagte die Frau zu ihrem Manne: „Du, Besten, den Wald können wir nicht fahren lassen, aber 10 000 Fr. ist schweres Geld, und wo hernehmen, ohne Grund und Boden zu versehen. Ich mein', wir sollten's probieren mit dem Gottlieb.“

„Ich mein's auch,“ stimmte Peter bei.

„Es wird kein so Aпарter sein, wie der Alte, der ist mir zu geistlich,“ setzte sie hinzu.

Nun sagte man's dem Mädchen und brachte das Jawort in die Mühle, und so kam eine Ehe auf Erden zu Stand, die ewig im Himmel geschlossen war.

Wieder ist's Sonntag, Mutter und Tochter hantieren in der Küche. Anna thut's mit einer Eile, die bei ihr nicht Gewohnheit ist, die einen besonderen Beweggrund haben muß.

„Anna,“ ruft jetzt eine wohlbekannte Männerstimme die Stiege herunter, „tummle dich, es hat schon das erste Zeichen geläutet.“

Darauf ergriff die junge Frau den Wasserkrug und wollte die Küche verlassen.

„Was ist denn das für eine neue Mode,“ schmähle die Mutter, „daß die Jungen der Kirche nachlaufen, während die Alten sich schinden müssen.“

„Mutter,“ entgegnete sanft die Tochter, „Ihr könnt auch in die Kirche gehn, ihr braucht Euch nicht so zu quälen.“

„So meinst du? So unvernünftig kann nur eine Gans reden, wie du eine bist,“ ereiferte sich die Bäuerin. „Wer wollte denn die Sach' machen, und das Haus und den Hof hüten, während alles fort ist?“

„Der liebe Gott nahn' das Wachen schon über sich, wenn wir ihn darum bitten wollten,“ wagte kleinlaut die Tochter zu sagen.

Da lachte die Alte grimmig: „Der liebe Gott! das sind Fausen, der wird sich um unsern Hof bekümmern! Wenn ich nicht zur Sache sähe, so wären wir bald übel daran.“

Anna's Augen werden bei dieser Lästerung der Mutter feucht. „O Mutter,“ bat sie, „versündigt euch nicht. Was wären wir ohne Gottes Beistand?“

„Anna,“ entgegnete die Frau zornig, „du brauchst mir nicht zu predigen, du darfst nur Haus und Hof ansehen, so wirst du wissen, wer das Alles errungen hat und erschafft. Mit Kirchenlaufen wird man nicht reich, wenn man sich aber regt, so kommt man vorwärts. Deswegen führt mir die neuen Moden nicht ein. Macht's wie wir und bedenk't's, daß was man am Sonntag nicht bestellt, das wird am Montag nicht gethan.“

„Dies denken wir eben auch, Anna und ich,“ sagte Gottlieb, der dazu kam, „und deswegen gehn wir in die Kirche und bestellen bei dem lieben Gott, was wir brauchen während der

der Woche. In Allem, Mutter, wollen wir euch unterthan sein, wie sich's ziemt, aber was den Sonntag und das Kirchengehen betrifft, so haben wir eine höhere Ordre, denn wir wissen, daß man Gott mehr gehorchen muß, als den Menschen."

Es lag in des jungen Mannes Rede eine Entschiedenheit, die man im Gewöhnlichen nicht an ihm gewohnt war. Deshalb zog die Bäuerin die Segel ein und brummte nur noch am Wasserstein. „Da sind mir meine Hände und Füße lieber als das Pietistengeschwätz. Laßt in die Kirche, wir wollen sehen wo's noch hingehet."

Während Anna sich zur Kirche rüstete, fielen Thränen auf ihre Kleider. Gottlieb umfaßte sein Weib, und sie lehnte vertrauend an der Brust, die allein fühlen konnte, was in ihr vorging. „Anna," sagte er, „es gilt stark sein im Kampfe, es gilt fest halten an Gottes Liebe, daß die Liebe nicht erkalte. Beten müssen wir, ja eins werden im Beten, damit Gott sich der Eltern erbarme und den Bann löse, der sie gefangen hält."

So geschah's. Das Gebet der jungen Eheleute wurde immer dringender. — Es werden solche Bitten, die sich der Seele durch trübe Verhältnisse aufnöthigen, zum reichen Segen. Wir begreifen auch beim Schwersten, daß Gott uns zu tragen giebt, daß denen die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen.

Nie war die Schollenbäuerin noch krank gewesen. Gott hatte ihr den Gebrauch der kräftigen Glieder gelassen, daher kam ihr das Selbstvertrauen, daß sie Alles errungen, daher der Glaube, daß sie nichts bedürfe, außer ihrem Kopfe und ihrer Thatkraft; daß diese aber fehlen könnten, war ihr unbegreiflicher Weise noch nie in den Sinn gekommen. Und doch sollte sie es schmerzlich empfinden.

Sie hatte in der warmen Stube den Brodteig geknetet.

Dieses überließ sie der jungen Frau nicht; wo eine Bauersfrau dieses Geschäft der Tochter oder Sohnsfrau überläßt, da giebt sie das Heft aus den Händen, und daran dachte die Bäuerin noch lange nicht. Dann hatte sie den mächtigen Backofen geheizt und die schönen runden Laibe kunstgerecht eingeschossen. Als sie noch daran war, kam der Krautschneider, zu diesem mußte sie nun in den Keller, das Kraut ausbohren und das Sauerkraut einmachen helfen. In der Küche war der Schweiß bachweise über sie geflossen, in dem feuchten kalten Keller überließ sie's, als gösse man kalt Wasser über sie. Auf so Etwas zu achten, war jedoch der Räth' Sache nicht; sie verließ die Krauttonne erst dann, als 200 Köpfe drin geborgen waren. Doch als sie das Essen rüsten wollte, da mochten die Beine nicht mehr mit. Sie that das Allernöthigste und legte sich dann auf's Bett, bis die Andern vom Kartoffelader heimkamen. Sie jammerte über Schmerzen in den Gliedern und daß es arg sein mußte, wußte man, denn eine Kleinigkeit hatte die Mutter nie geachtet. Man deckte sie mit dem Federbett und gab ihr Fliederthee, aber die Schmerzen nahmen immer mehr zu, so daß Gottlieb den Arzt holte. Dieser jedoch konnte auch das Uebel nicht wegwischen, er konnte kaum Etwas geben zum lindern. Steif und unbeweglich lag die Frau in dem Bett; todt waren sozusagen die Glieder, mit denen sie so tapfer gearbeitet; nur der Kopf war frei und ließ ihr das Bewußtsein ihrer hilflosen Lage. Durch diesen flog in buntem Gewirre die Haushaltung, die Küche, die Schweine, die Kühe, das Feld und der Garten, und an was sie auch dachte, sie war gewiß, daß nun Alles zu Grunde gehen müsse, denn so wie sie die Sachen bestellt, so vermochte es Niemand. Ungeduldig suchte sie sich vom Schmerzenlager zu erheben, aber der Wille war ohnmächtig, höllische Schmerzen nur wurden bei

den Versuchen in allen Gelenken wach. „Anna,“ rief sie dann, „du mußt den Schweinen ihr' Sach machen, aber nicht kalt, milchwarm muß es sein; du mußt nach dem Hühnerneft sehen im Schopi, du mußt Kaffee brennen, aber laß ihn auch schwitzen, du mußt die faulen Erdäpfel ausschneiden und den Hühnern kochen. Die schwarze Kuh muß einen Kühltraut haben, die Gunderskreb, Tränktraut und Bachbund liegen hinter der Kist, auf dem Speicher. Du nimmst ein Mäfel Gerst und ein braunes Schüsselchen voll Flachsamen.“ So ging es den ganzen Tag. Anna bewegte sich wie auf Rädern, ihre Kraft wuchs mit der Arbeit, aber die Kranke befriedigen konnte sie nicht. Gottlieb auch mußte doppelt einstehn; denn der Vater war wie ab Weg, seitdem die Mutter nicht mehr dabei war. Er ging nicht von dem Bette, so daß Rätth' manchmal sagte: „Welten, sieh zur Sach', wenn ich nicht kann, da mußt du nicht auch noch dahinten bleiben. Die Jungen haben zu viel dummes Zeug im Hirn, um Etwas vom Fleck zu bringen.“ Dann ging der Mann, aber er wußte kaum wohin und setzte sich schließlich wieder in den Lehnstuhl am Bett.

Selten sahen sich über Tag Gottlieb und Anna; aber sie waren vereint in dem Gebet, das aus den Herzen aufstieg. „Laß es zum Segen werden, das bittere Leid!“ Abends nur, nach dem Feierabend, kam der junge Mann in die Küche, wie solches der alte Bauer zu seiner Zeit auch gethan hatte. Oft gab's späten Feierabend für die jungen Leute. Meist waren Vater und Diensteute längst schon zu Bett, wenn sie noch für den künftigen Tag sorgten. Aber wie müde sie auch waren, nie suchten sie die Ruhe, ohne für die armen blinden Eltern und für sich selbst gebetet zu haben. Sie hielten darauf, daß der Sonntag gehalten werde, selbst am Sonnabend wurde die Arbeit früher beendet. Die Mutter,

die Alles merkte, ließ freilich ihre Unzufriedenheit über solche Neuerungen aus. „Wart' nur,“ sagte sie zu ihrem Mann, „ich will's schon wieder anders machen.“ Aber mit dem Andersmachen wollte es nicht kommen, sie war wie mit eisernen Banden an's Bett gekettet. Anfangs quälte sie eine fieberhafte Ungeduld, wenn sie an die Geschäfte dachte. Als aber diese ihr immer ferner zu liegen kamen, befiel sie unerträgliche Langeweile. Wohl mußte der Mann ihr berichten, aber diese Berichte fielen meist kurz und dunkel aus. Wohl kam Anna häufig an's Bett, um zu sehn, ob die Kranke Etwas bedürfe, oder um sie um Rath zu fragen, aber weilen durfte sie nicht. So war nun die arme Frau allein mit der Uhr, die in eintönigen Pendelschlag die Zeiger auf dem Zifferblatt kreisen ließ. Rätke konnte nicht unthätig sein, denn sie war eine reiche kräftigem Natur. Es giebt Dachsgeelen, die ihr Leben in Halbschlaf hinbringen, die kennen keine Langeweile; so aber war die Frau nicht. Endlich sehnte sie sich nach dem Sonntag, wo die Familie um ihr Bett versammelt war; wo bald das Eine oder das Andere von der Mühle herüber kam. Da konnte sie hören und auch mitreden. Aber am Montag war's wieder leer und still, und so die ganze Woche hindurch.

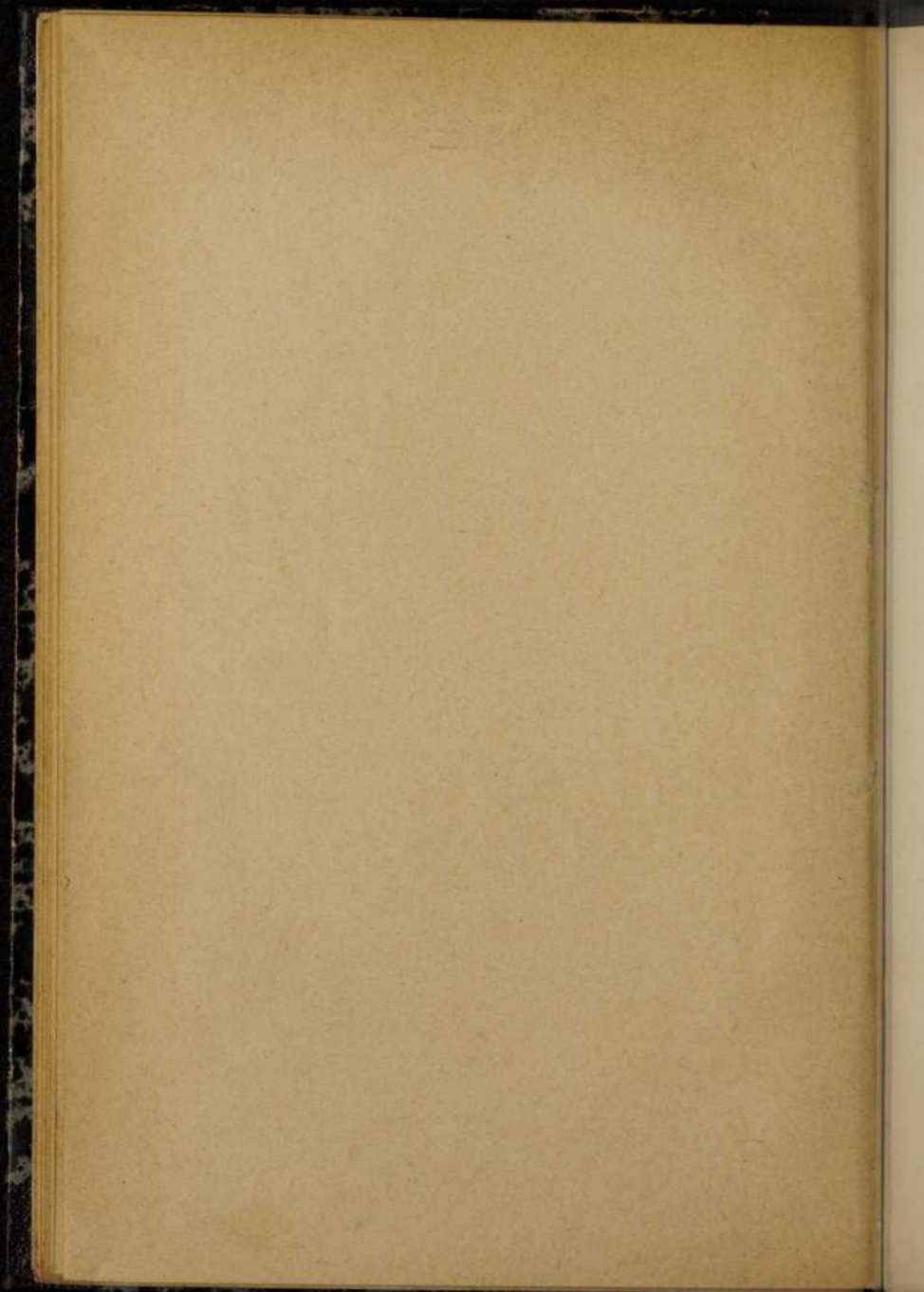
Da geschah es einmal, daß Gottlieb allein am Sonntag daheim war. Anna war zur Kirche und der Vater mit Mendeß über Feld gegangen, um eine Kuh zu besehen. Die Kranke schien zu schlummern, während Gottlieb am Tisch in der Bibel las. Er erbaute sich am 11. Kapitel im Ev. Matthäus; kein Wunder, wenn ihm da allerhand Gedanken kamen über das, was er und die Seinen in letzter Zeit erlebt. Als er aber an die Worte kam: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken; nehmet auf euch mein Joch und lernet

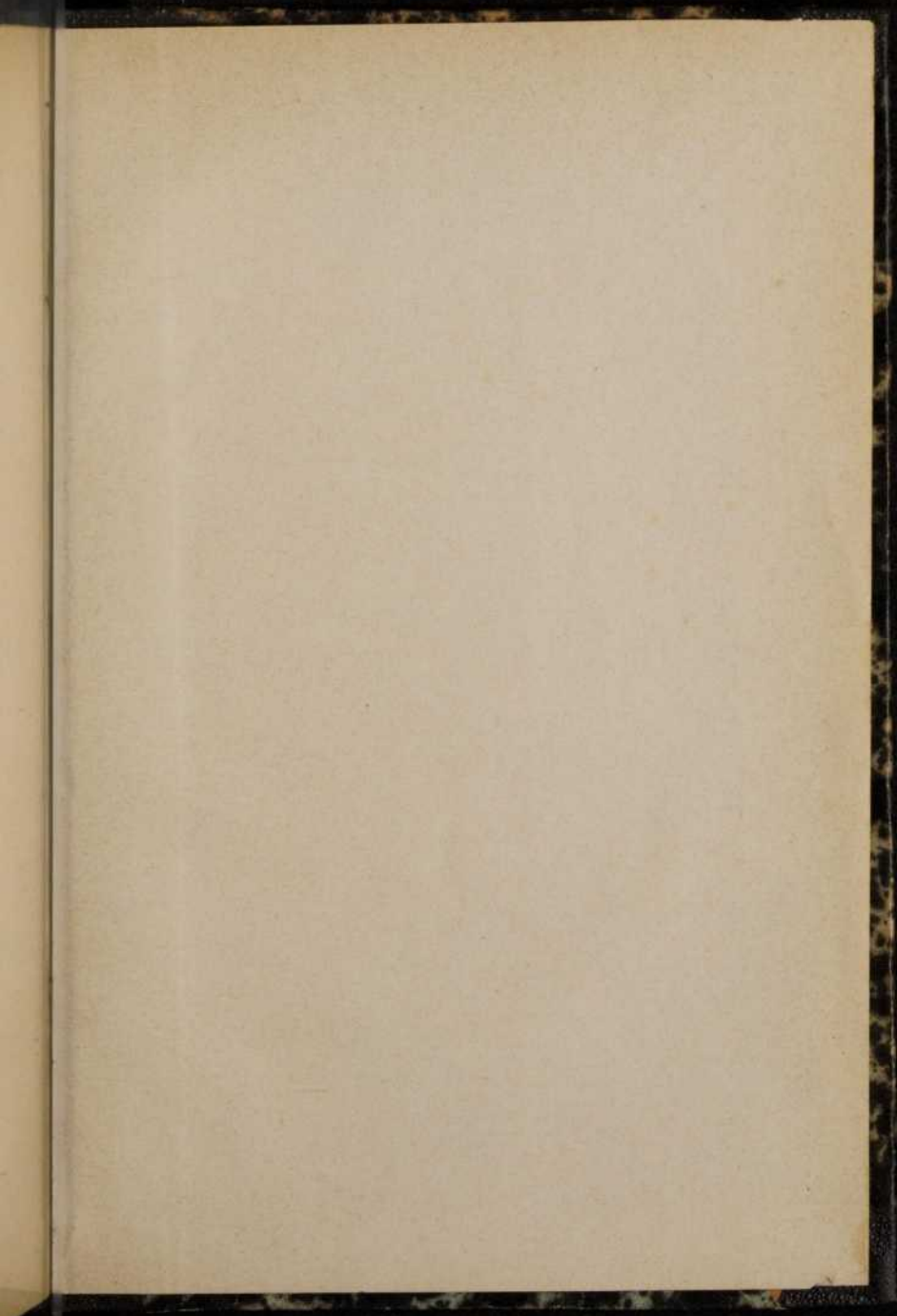
von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen, denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht. Da war sein Herz voll Dankens, die Bande seiner Zunge lösten sich; er mußte die Worte laut aussprechen. Die Mutter hatte nicht geschlafen, aber den Leser betrachtet, der mit seligen Mienen über dem Buche saß, und gedacht, wenn ich nur wüßt', was der hat, was ihn so freut. Doch fragen wollte sie nicht. Da hörte sie die Worte, die wie Balsam in ihr wundet Herz fielen. Wie kräftige Bergesluft wehten sie die arme lahme Frau an. „Dies das noch einmal,“ bat sie, und Gottlieb setzte sich an's Bett und las dies und noch mehr, und zum erstenmale umrauschte eine wahre Sonntagsherrlichkeit die matte, mühselige, beladene Seele. Der Funken göttlichen Feuers fiel in dieses Leben und belebte leuchtend und wärmend das todte Herz. Doch war's nicht lauter Seligkeit, denn wie Berge thürmten sich die vergangenen Tage mit ihren Thaten, Worten und Gedanken. Abgründe wurden da sichtbar, Abgründe der Sünde und des Verderbens, welche die Seele von ihrem Heil trennten. Mit diesem Bewußtsein lebte die Frau allein lange Tage und Nächte, und manchmal, wenn Anna das Kopfkissen zurecht legt, war dasselbe naß von Thränen. Gottlieb war ihre Stütze und ihr Trost; er las ihr Gottes Wort, er betete mit ihr, er lehrte sie den Weg, die Sprache der Heimath und daneben saß der Vater und lauschte, und auch in sein Herz kamen Gottesgedanken. Endlich tagte es in der Bäuerin, und wunderbar, mit dem inneren Bann wurden auch die äußeren Bande gelöst. Als der Frühling seine wärmeren Strahlen auf die Erde sandte, konnte die Frau ihre Glieder wieder bewegen und jede Woche kam's besser, so daß sie eines Tages am Fenster sitzend zu Gottlieb sagte: „Nächsten Sonntag

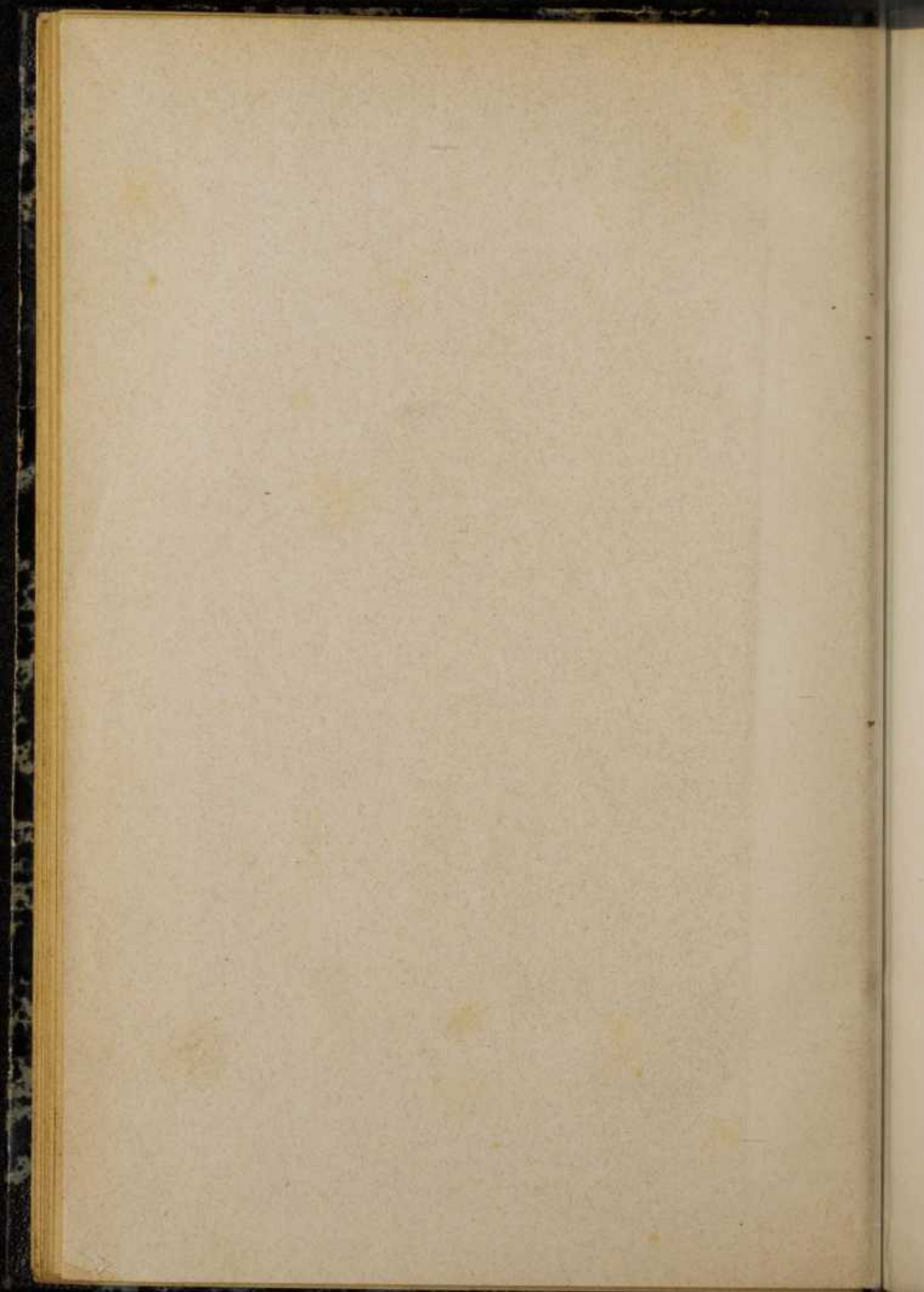
fährst du uns hinüber in die Kirche, ich meine, die Welt müsse es wissen, wie mir Heil wiederfahren ist."

So waren die Gebete siegend durch das Todtenreich der Sünde gedrungen, ein heller Sonntag lag über dem Schollenhof, wo Freude und Friede wohnte; aber anderswo war auch Freude und Jubel, im Himmel nämlich, wo die Engel sich freuen über jeden Sünder, der Buße thut.

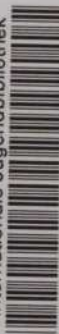




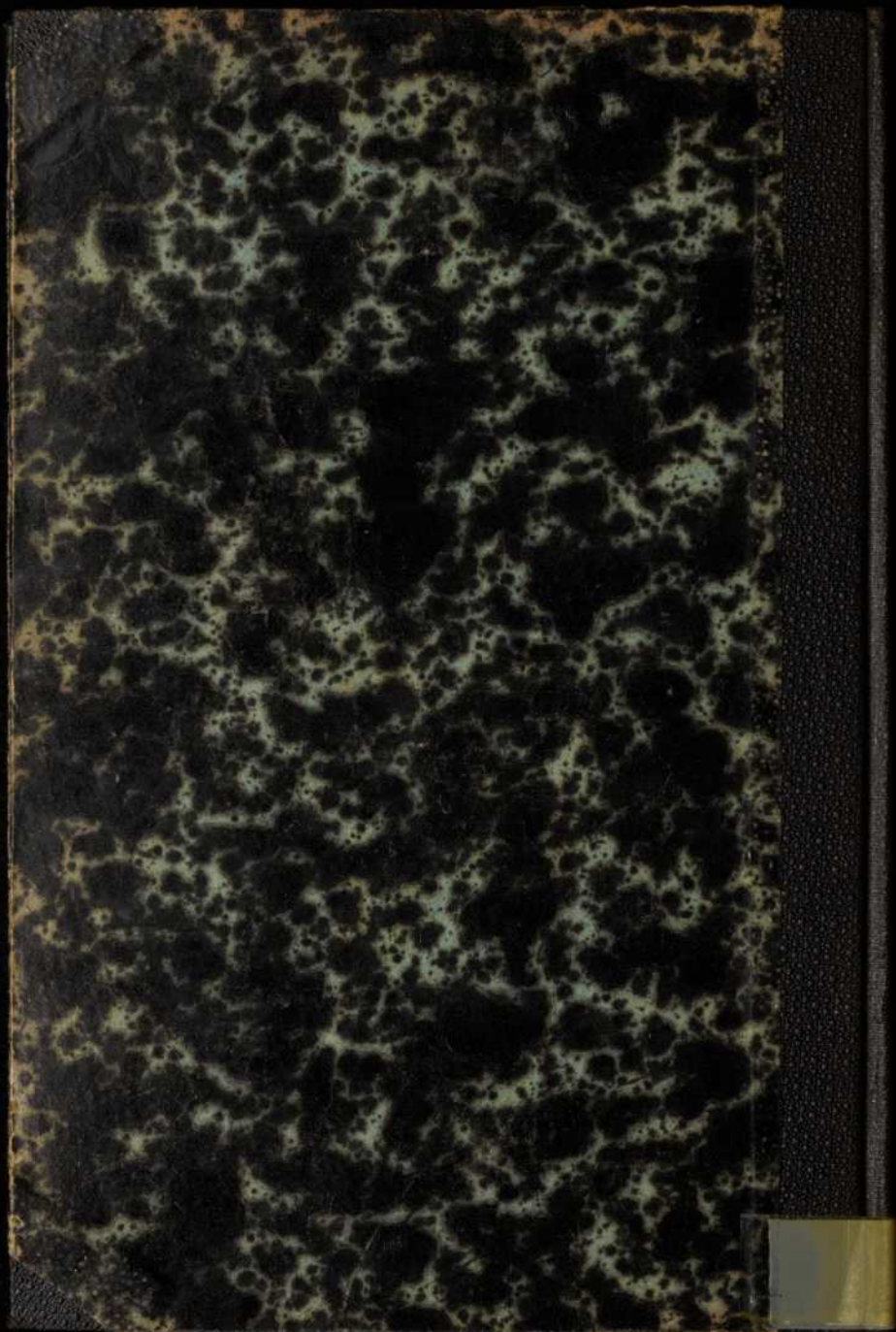




Internationale Jugendbibliothek



04700228856



Wer der Sünde den Sonntag g

dem

nimmt sie die Woche

von

Maria Nebe.

Zweite Auflage.

Straßburg,

J. G. Ed. Heiß (Heiß und Mündel).

